Keller-Jordan

Gesammelte Werke
von
Henriette Keller-Jordan.
Bd. VII. Frauenrechtlerisches.

Der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München
überreicht von
Dr Paul Tesdorpf.
München, 26. April 1915.

Transatlantisches.

Von

H. Keller-Jordan.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1888.

Transatlantisches.

Von

H. Keller-Jordan.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1888.

Inhalt.

Seite

Octave an Leonore 1

Demetrio 49

Lady Bristol 79

Octave an Leonore.

I

Das Meer ist Poesie, verehrte Frau! Ich sitze stundenlang und verfolge die kleinen, silberschäumenden Wellen, die von den Rädern des Schiffes aufgewühlt, kosend nach der Ferne treiben, bis sie immer leiser und langsamer in seiner Spiegelglätte versinken.

Ich schaue den tiefblauen Himmel und die grünschimmernde See, wie sie am fernen Horizont in Eins verschwimmen — unzertrennlich und ewig — wie Seele und Seele.

Nichts als Wasser und Himmel, so weit das Auge schaut und doch diese Fülle von Gedanken, diese sagenhafte Welt, die sich in uns regt.

Birgt das Meer in seiner Tiefe versunkene Welten, deren Geister schmeichelnd unsere Sinne locken? Oder sind es die Seelen der Unglückseligen, deren Leichen tief unten im Grunde versanken und die nun ruhelos erzählen müssen, um Sterbliche magnetisch an das Meer zu fesseln?

Mir tauchen in der Seele fromme Erinnerungen aus der Kindheit auf, unschuldige, reine Freuden, die das spätere Leben mit seinen Sorgen verscharrte!

Weich und harmonisch rauscht das Meer seine ewigen Lieder. Im wechselnden Kolorit der Beleuchtung erklingen sie bald leise und sehnsüchtig klagend, bald, wenn sich die Wolken massen, werden sie stürmisch und dunkel, wie der Himmel. So wie die Leidenschaften, die in der Menschenbrust schlummern, sich aufbäumen, wenn sie von außen erschüttert werden, so werfen sich auch die Wellen des Ozeans wild durcheinander und vereinen mit dem Sturme ihre lauten Klagen.

Heute ist die Luft rein und blau, die Wellen tanzen glückberauscht und schmiegen sich zärtlich aneinander. Fast durchsichtig, wie nur im Süden, dehnt sich der Horizont bis zur Unendlichkeit! Wie von selbst spinnen sich da die Träume in unserer Brust; von Feenhänden gewoben gestalten sich die goldenen Fäden zu den wunderbarsten Gebilden und wir werden uns bewußt, welche Ahnungen von Seligkeit, welche Fähigkeiten zum Glück Gott in eine einzige Menschenbrust gelegt hat.

Selbst die Lässigkeit der Passagiere, die nach und nach aus ihren Kajüten auftauchen, thut mir gut; sie sind einmal gezwungen, eine Zeit lang stille zu halten, losgelöst von dem rastlosen Strudel der Welt, und schauen anders aus, als die Masse, die in den Städten hastig und sorgenbeladen an uns vorübereilt.

Dort oben hinter dem Steuer, in einem kleinen Schattenwinkel, sitzt schon stundenlang ein junges, abgehärmtes Weib. Ihre großen, traurigen Augen schweifen bald gedankenlos über das Meer, bald haften sie mit

sorgenvoller Angst an dem kranken verkommenen Kinde, das in ihrem Schoße liegt.

Was mag sie wohl hinaus in die Fremde getrieben haben, so allein und so schutzlos? Sie hat nichts gemein mit der fröhlichen Gesellschaft unter dem Segeltuche, die da lachend und scherzend auf den Bänken sitzt.

Weiter unten tändelt ein junges englisches Ehepaar. Der glückliche Gatte flüstert wohl beseligende Worte in seines jungen Weibes Ohr, ihre Augen strahlen ein vollkommenes Glück.

Ein französischer Perrückenmacher geht gelangweilt umher und sucht ein williges Ohr für die Erzählungen seiner fabelhaften Erlebnisse, und der steife Engländer, hinter einer alten Nummer der „Times" vergraben, wirft ihm soeben auf seine zudringliche Frage: „Qu'est ce que dit la presse, Monsieur?" einen beinahe vernichtenden Blick zu.

Es flüstert, rauscht und summt um mich her. Ich höre englisch, französisch, russisch und spanisch sprechen, dazwischen den monotonen Ruf der Matrosen, das Laufen der Kellner, das Stöhnen der Kranken und das Alles auf diesem kleinen Raume, weit von der Erde, zwischen Himmel und Meer!

II.

Ich war heute mit Sonnenaufgang auf dem Verdecke, weil ich wußte, daß wir einige kleine Inseln zu passieren hatten. Man sah sie in blauer Ferne, gleich einem ahnungs-

vollen Traume, märchenhaft von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet.

Wie frisch und kühl war der Morgen! Wie keusch und still lag das Meer an dem weiten Horizonte, keine Spuren von Menschenqual störten die andächtige sabbatheilige Ruhe!

Es war mir, während ich über die Barriere gelehnt, lange darauf niederschaute, als schliefe es einen erquickenden Morgenschlaf, als ruhten alle gärenden Leidenschaften, die es zu Zeiten durchwühlen und als träume es von ewigem Frieden und ewigem Glück! —

Es ist eine eigene Bewegung auf dem Schiffe, wenn es heißt: Land! — selbst wenn man auch nur einen feinen Nebelstrich sieht und unsere Augen es mehr ahnen, als sehen.

Die Passagiere begaben sich nach und nach auf das Verdeck, obgleich sie so spät kamen, daß sie nur noch eine feine Linie gewahren konnten, die immer mehr und mehr am Horizonte verschwand.

Ich habe bei der Gelegenheit die Bekanntschaft eines deutschen Ehepaares gemacht, die mich anspricht und mir Interesse einflößt. Der Mann ist Kaufmann in Mazatlan und schon bei Jahren, im Vergleich zu der jungen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Frau. Das Verhältnis, in welchem die beiden zu einander stehen, fesselt mich in mehr als einer Beziehung, und ich hoffe, ich werde wohl später noch Gelegenheit haben, Ihnen davon erzählen zu können.

Man könnte auf einer Seereise Charakterstudien machen, verehrte Frau! Die Menschen halten es nicht für der Mühe wert, sich irgend einem Zwange zu unterwerfen, sie geben sich, wie sie sind, und da man genötigt ist, von früh bis spät, auf kleinem Raume beschränkt, zusammen zu sein, so beobachtet man tausend Kleinigkeiten, an denen man im Strudel der Welt achtlos vorübergeht.

Die kleine Havaneserin hielt es z. B. heute nicht für der Mühe wert, sich zu genieren, daß sie ihren guten deutschen Mann zum sechsten oder achten male hinunter in die Kajüte jagte, wie einen Bedienten, weil sie immer einen neuen nichtssagenden Wunsch hatte, den er ihr befriedigen mußte.

Und die schöne Schottin?

Diese große, schmachtende Frau mit den wunderbar blauen Augen und den schweren, lichtblonden Locken?

Sie hätschelt und karessiert ihr Bologneser Hündchen, indessen ihr Mann, im letzten Stadium der Schwindsucht, in seiner Kajüte am Husten fast zu ersticken droht. Sie unterhält sich so sorglos mit dem zweiten Kapitän, als ginge sie der Sterbende, um dessen Elend sich Fremde bekümmern, nichts an. Sie ist so liebenswürdig, so freundlich — und dabei vergräbt sie von Zeit zu Zeit ihre roten Lippen zärtlich in das seidenweiche Fell des Bolognesers.

Ob wohl die dunklen, düsteren Augen des italienischen Priesters dieselben Bemerkungen machen, während er an der Barriere auf und nieder geht und immer so ganz zufällig die schöne Frau betrachtet?

Vielleicht!

Vielleicht auch nicht. Vielleicht sehen seine Augen, in der Ohrenbeichte geschärft, tiefer und eindringlicher in das Menschenherz und er liest, hinter den lachenden Grübchen der jungen Frau, die traurige Tragödie einer Lebensgeschichte, für welche wir Anderen kein Verständnis haben! —

Soeben kreist eine von den Inseln verirrte Möve schwer und einsam über die Meeresfläche, ihre Flügel heben sich langsam und müde. Sucht sie ihre Gefährten und ihre Heimat, oder liebt sie den Ozean um der harmonischen, unvergleichlichen Ruhe willen, die heute darüber ausgebreitet ist?

Wie ruhig und still ist es in meiner Brust! Ich fühle einen Frieden, wie ich ihn schon lange nicht mehr empfunden habe. Leben Sie wohl, Leonore!

III.

Man hat gestern das kleine Kind der abgehärmten jungen Frau den Wellen des Meeres übergeben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh mir wurde, als ich den Sack, in welchem der kleine Leichnam eingenäht war, mit einem kurzen Gebet hinabversenken sah in die Fluten!

Es war ein dunkler, wilder Abend und die Wellen des Meeres mochten ein trauriges Echo sein zu dem sturmgepeitschten Schmerze in der Mutterbrust.

Vielleicht hat sie nichts mehr auf weiter Welt, was sie ihr Eigen nennt und nicht einmal der arme Trost bleibt ihr, an seinem Hügel zu weinen. Kein Vogel buhlt mit Frühlingsgeschmetter um die duftende Rose, die aus seiner Asche erblüht, kein lauer Abendwind schüttet den Blütenschnee auf sein Grab!

Arme, junge Frau!

Ich sah ihre müde Gestalt, als es dunkel geworden war, leise auf das Verdeck schleichen, ich sah, wie sie sich dicht an die Barriere setzte und kalt und thränenlos hinabstarrte in das Meer.

Als der Thee getrunken wurde, blieb der Platz der armen Frau leer. Ich ging hinauf auf das Verdeck, ein feiner Regen schlug mir ins Gesicht. Da saß sie noch an derselben Stelle und dachte an ihr totes Kind.

Die Nacht wurde immer stürmischer und düsterer, es war mir als ächzten die schwarzen Wellen, wie sie vom Nachtwind gepeitscht gegen die Räder des Schiffes knarrten, düstere Trauermelodieen als Begleitung zu dem Schmerze in der einsamen Menschenbrust. Stärker und stärker heulte der Wind und spie die schäumenden Wogen über das Schiff. Dann hörte man die gewaltige, herzerschütternde Sprache der schmerzzuckenden Meeresbrust, Leonore, deren Inhalt kein Sterblicher versteht. Immer wilder und ungestümer brandeten die Wellen gegen das Schiff! Die Luken wurden geschlossen, die Menschen flüchteten zu einander und erzählten, nach Menschenart, schauerliche Geschichten von ähnlichen Situationen, um diese angstvolle

Stimmung wo möglich noch angstvoller zu machen. Andere gingen in ihre Kajüten und suchten Trost im Gebet.

So war es Mitternacht geworden! Zum erstenmale sah ich die Natur und das Meer in solchem Aufruhr. Ich war von Zeit zu Zeit, in meinen Regenmantel gehüllt, bis an die äußere Treppe gegangen und jedesmal von einer niederstürzenden Wasserwelle zurückgetrieben worden. Als sich der Sturm etwas gelegt hatte, überkam mich eine seltsame Angst um die Frau, welche ich zuletzt dort oben im stummen Schmerze und gleichgültig gegen den Regen, auf einer Latte hatte sitzen sehen.

Wo war sie geblieben?

Ich schlich mich, gegen den Wind kämpfend, bis hinauf zu der Stelle; sie war leer. Das Meer lag schwarz zischend vor meinen Augen, der Sturm hatte aufgehört und nur ein starker Wind peitschte die Wellen durcheinander. Es war so finster, daß man nichts unterscheiden konnte und ich tastete mich weiter hinauf zu den Fenstern des Salons, von welchen ein schwacher Lichtschimmer einen Teil des Verdeckes erhellte. Unten aus der Kajüte des kranken Schotten klang ein trockener, bellender Husten, so heftig und so quälend, als wolle er die arme Hülle sprengen. Ich trat unwillkürlich näher.

An einen Pfeiler gelehnt, den Arm, wie einen Halt suchend, um denselben geschlungen, gewahrte ich eine menschliche Gestalt. Als ich genauer hinsah, erkannte mein an die Dunkelheit gewöhntes Auge die große, schlanke Gestalt des Italieners. Die Soutane triefte von Wasser und er

hatte zweifelsohne dieses furchtbare Wetter hier oben durchgemacht. Ich sah sein geisterbleiches Gesicht mit den großen hohlen Augen, wie sie unverwandt auf die Stelle blickten, wo sich die Kajüte des kranken Schotten und seiner schönen Frau befand. Sein Kopf war unbedeckt und lag müde und schwer auf dem Arm, welchen er um den Pfeiler gebogen hatte.

Ich schlich mich hinab in meine Kajüte, ich hatte die arme Frau vergessen, Leonore, und konnte jetzt nur der schmerzentstellten Züge des Priesters gedenken, der, Menschen fliehend, wohl einen Einklang suchen mochte mit den Stürmen der Nacht und seiner eigenen Seele.

IV.

Ich habe einen Kollegen an Bord, verehrte Frau, einen spanischen Litteraten, der, wie er mir sagt, lediglich die Reise macht, um Material für eine Zeitschrift zu sammeln, die er zu redigieren beabsichtigt. Er selbst böte den besten Stoff für eine geschickte Feder, welche ihn zu bearbeiten verstände. Eine solch geistig verkrüppelte Mißgeburt ist mir lange nicht vor Augen gekommen.

Er führt ein dickes Notizbuch bei sich, darin notiert er fortwährend die nichtssagendsten, begriffslosesten Dinge, ohne ein einzigesmal seine Augen zu öffnen und Ursachen und Wirkungen in seinen Gedanken zu verarbeiten.

Ist er ein Narr oder ist Spaniens Feuilleton wirklich noch in solchen Händen?

Er hat bestimmte falsche Ideen von den verschiedenen Nationen in sich aufgenommen, an denen hängt er fest und danach beurteilt er alles. Wir Deutschen haben, nach seiner Meinung, in allen Schichten der Gesellschaft ein glückliches Familienleben — und sind musikalisch, auch gesteht er uns noch etwas trockene Gelehrsamkeit für abstrakte Gegenstände zu. Aber, daß der Feuilletonist nicht en masse Individuen behandeln und Charaktere studieren darf, davon würden Sie ihn vergebens zu überzeugen suchen. Er würde ungläubig und überlegen lächeln, wenn man ihm begreiflich machen wollte, daß auch in unseren großen Städten soziales Elend gähnt und daß unglückliche Ehen nicht mehr zu den Seltenheiten zählen.

Die Franzosen sind in seinen Augen leichtsinnig und oberflächlich — bis auf das einzelne Individuum. Er würde deshalb auch nicht an den Schmerz der armen, jungen Mutter glauben und achtlos an ihm vorübergehen, weil sie eine Französin ist.

Sie sehen ihn stundenlang auf dem Verdecke auf und ab wandern, mit seinen unvermeidlichen, spanischen Gesten die Cigarette drehen und von Zeit zu Zeit mit der wichtigsten und dummsten Miene von der Welt irgend eine bêtise in sein Buch schreiben. Schade, daß ich noch keinen geistreichen Witzbold an Bord entdeckt habe, dessen Beobachtung ich ihn empfehlen könnte.

„Sennor,“ sagte er gestern zu mir, mit der schlaue-

sten Miene seines dummspanischen Gesichtes, „Ihre deutschen Damen sollen zwar sehr gute und treue Ehefrauen sein, aber sie verstehen nicht zu lieben wie unsere Spanierinnen, das werden Sie mir zugestehen?“

„Wenn unsere Damen gute Ehefrauen sind,“ entgegnete ich ihm, „so beweist das gerade das Gegentheil, es beweist, daß sie die Liebe verstehen. Wenn dieselbe auch nicht so lodert, wie die Ihrer feurigen Landsmänninnen, so wärmt sie um so durchdringender und dauernder.“

Der Litterat sah mir groß in die Augen, zog bedauerlich zweifelnd über meine Auffassung seinen Mund in die Höhe und ging von dannen. Er verfolgt mit seinen Huldigungen die schwarzäugige Havaneserin, und wie mir scheint nicht vergebens. Der glückliche Gatte ist ihm keinenfalls ein Hindernis. Derselbe ist offenbar so überzeugt von seinem eigenen Werte und dem ihren, daß er jede Huldigung, mit welcher seine reizende Frau beglückt wird, als selbstverständlichen Tribut hinnimmt.

Ach, verehrte Frau, warum muß ich mit meinem schwerfälligen Grüblersinne stets das schauerlich nüchterne Ende von allen diesen anfänglich so harmlosen Dingen sehen? Es erfaßt mich zuweilen ein tiefes Weh, wenn ich dem Treiben zuschaue, ein heimliches Bangen vor dem Elende, welches das Menschenschicksal in sich trägt.

Ich schleiche dann fort an einen einsamen stillen Platz und singe meine Klagelieder den Wellen, erzähle ihnen von besseren Stunden und schönen Bildern, von edlen Menschenseelen, die sich bewährten.

Jetzt geht die Sonne unter! O daß Sie es sehen könnten, wie das in Gold- und Silber-Gekräusel tanzt auf den Meereswellen! Vom schimmernden Goldgewoge färbt es sich zum dunklen Feuerrot und senkt alle Glut des Tages in den kühlen, feuchten Schoß der Nacht!

Wie sie sich da dehnt die arme Menschenbrust, wie es ihr ist, als müsse sie vergehen bei all dem wunderbaren Zauber. In ernster Beleuchtung rauschen die Wellen ihre andächtigen Lieder.

Und dann kommt die Nacht.

Die feinen, durchsichtigen Nebel umhüllen mit ihren Gewändern das Wasser und legen sich in malerischen Falten um seine feuchten Glieder. O eine solche Nacht auf dem Meere, sie läßt sich nicht beschreiben, sie muß durchfühlt werden mit der höchsten und besten Kraft menschlichen Empfindens!

Zuerst kommt, stolz und allein der Abendstern!

Ich kann ihn nicht betrachten ohne Wehmut! -- Warum muß ich einer einsamen Menschenseele gedenken? Ausgestoßen und unverstanden, weil größer als alle anderen, ist sie allein, wohin sie sich wenden mag.

Aber was er auch leidet der Abendstern, sein Weh gehört ihm allein. Glänzend und weich leuchtet er hernieder auf die Erde, immer gleich groß und gleich ruhig!

Dann kommen nach und nach ganze Schaaren von Gestirnen, wie plaudernde Alltagsmenschen glücklich und froh, — nicht groß und bedeutend genug, um einsame Bahnen zu wandeln; sie scherzen und lachen, und nur hier und da

ist ein glänzenderer, der sie überstrahlt und ihre Wege zu verdunkeln strebt!

Je dunkler die Nacht wird, je blendender spiegeln sie sich in dem Meere. Sie schauen hinauf und hinunter, überall, wohin sie blicken, ein sternbesäeter Himmel!

Still und träumerisch legt es sich um die Seele, wunderbare Gebilde, fast so leuchtend wie die Sterne, tauchen auf in dem Menschenherzen. Und wir, wir wissen es nicht mehr, ob der Erde die Masse angehört, welche sich so ernst zwischen zwei Himmeln dem Himmel entgegen wiegt!

Ich schließe die Augen, wie träumt es sich da so süß, halb schlafend, halb wachend, angeweht von dem ganzen Zauber einer solchen Nacht. Schlafen Sie wohl, Leonore!

V.

Mein Landsmann, den ich Ihnen schon erwähnte, ist ein eifriger Kartenspieler und läßt gar manchmal seine junge, hübsche Frau allein auf dem Verdecke, ohne sich zu bekümmern, ob und wie sie sich unterhält. Als ich gestern in der Dämmerung oben auf und ab spazierte, sah ich sie in einem Winkel, hinter einem Haufen Säcke sitzen, sie stützte den Kopf traurig in die Hand, und wenn ich recht gesehen, so hatte sie geweint.

„Sie haben doch kein Heimweh, gnädige Frau," redete ich sie an, „weil Sie sich so allein hierher geflüchtet haben?"

Sie schlug ihre großen Augen auf, sah mich lächelnd an und sagte gedehnt: „O, nein, ich dachte nur ein wenig nach Hause, es ist gerade die Stunde, in welcher wir an trauten Winterabenden, wie wir sie jetzt daheim haben, um den Theetisch saßen, plauderten und lasen. — Wer dann bei seiner Lektüre etwas besonders Schönes fand, der teilte es mit, und es wurde hin und her durchsprochen .... Meine älteste Schwester faßte alles etwas phantastisch auf und mein Bruder Robert zog gerne, sie neckend, ihre Bemerkungen ins Lächerliche — das verdroß aber Marie nie, sie wußte doch, daß Robert sie lieber hatte, als uns alle."

„Und meine gute Mutter," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „wie ging Sie lebhaft und warm in alle Interessen ihrer Kinder ein, mochten sie auch noch so verschiedener Art sein. Wenn wir froh waren, so freute sich das Mütterchen mit uns, hatten wir Kummer, dann schlichen wir in ihr braunes Zimmer, oh man verließ es sicher ruhig und getröstet — so gut verstand uns keine andere Menschenseele."

Sie war still geworden und löste in Gedanken verloren einen Faden nach dem anderen aus den Säcken, gegen welche sie ihren Kopf lehnte und zerpflückte sie krampfhaft mit den Fingern.

„Der Abschied vom Elternhause, wenn eine junge Dame heiratet," sagte ich, „mag wohl nicht leicht sein,

aber um so wertvoller ist ja auch das Geschenk für den Gatten, dem sie sich zu eigen giebt."

„O es schmerzt mehr, als man aussprechen kann" — und sie wischte mit dem Taschentuche über ihre Augen. „Wenn ich bei meinem Manne bin, dann fühle ich kein Heimweh — aber — er" — —

Sie ließ den Satz unvollendet, eine dunkle Wolke, welche jäh über ihr Gesicht zog, sagte mir dennoch was sie fühlte.

Wir sprachen noch mancherlei zusammen und als ich sie ließ, da stieg die Befürchtung in mir auf, daß wenn diese zarte, weich veranlagte Frau nicht die Kraft findet, sich selbst zu verleugnen, nur Liebe und Glück zu geben und nichts zu fordern — ihr vor der Einöde bangen dürfte, in welche sich mit der Zeit ihr Lebenspfad verirren könnte. Ihr Mann hat das Leben schon von allen Seiten genossen, er ist gestählt gegen weiche Empfindungen, egoistisch geworden in den mancherlei Stürmen, welche das Geschäftsleben mit sich bringt. Hat er wohl ganz die Verpflichtungen ins Auge gefaßt, die er sich auferlegte, als er dieses junge Wesen, so liebe- und glückbedürftig, an seine Brust nahm?

Wird er hochherzig genug sein, nicht Gefühle und Herzensbedürfnisse zu belächeln, die er selbst nicht mehr haben kann? Armes junges Weib!

Mir ist es, verehrte Freundin, als sähe ich in diesen grauen, tiefen Kinderaugen sich eine ganze Lebenstragödie abspiegeln, eine Tragödie, wie wir ihr oft im Leben be-

gegnen, aber welche wir leider zu betrachten gewöhnt sind, ohne es der Mühe wert zu halten, die tieferen Ursachen zu ergründen.

Als es Abend geworden war, sah ich das junge Paar auf einer Bank unter den übrigen Passagieren sitzen. Ihr Kopf lehnte an ihres Mannes Schulter, ihre Hand lag in der seinen und in ihrem jungen Antlitz war keine Spur mehr von Heimweh und Thränen. Ein volles Glück strahlte aus ihren Augen, wenn sie sich innig zu denen ihres Gatten hoben, ein silberhelles Lachen klang von Zeit zu Zeit durch die Nacht — und doch flüsterte ein Etwas in meiner Seele, als sich die Gedanken in ferne Zukunft verloren: „Armes, junges Weib!"

VI.

Gott bewahre ein ehrliches deutsches Männerherz vor den Netzen einer Creolin! Mein Landsmann hier an Bord, welcher in dem Banne der Havaneserin lebt, fängt an mir leid zu thun. Sie hat eine so verführerische Eigenart die Menschen an sich zu ziehen!

Ihre schwarzen Glutaugen bergen ein ganzes Wörterbuch von Empfindungsausdrücken, so daß wohl auch manch Klügerer wie er, einzig und allein für ihn Ausgesprochenes darin finden könnte. Ihr Augenaufschlag ist wie der fast aller ihrer Landsmänninnen von wunderbarer Schönheit. Wenn sich die schweren langen Wimpern langsam heben und halb geöffnet mit märchenhaftem Träumen die Glut

nur ahnen lassen, die erst in wohlberechneten Momenten voll und ganz ihren Gegenstand erfaßt, dann vermögen sie so leicht einen Unerfahrenen zu täuschen.

Sie saß gestern, sich unbeachtet glaubend, im Salon, vor ihr stand, vollständig von ihrem Zauber umstrickt, der Spanier. Ich konnte nicht verstehen, was er sprach, aber ich las die Antwort in ihren Augen und sah, wie er sich niederneigte und ihre Hand an seine Lippen zog.

Eine Stunde später saß sie neben ihrem Manne auf dem Verdeck, ihre Augen sprachen ihm Liebe und in ihrem Schoße lag ihr schöner Knabe. Ich konnte mich lange nicht aus dem Banne dieser Bilder erlösen! Ich ging allein in einen fernen Winkel, schaute hinab in das Wasser und es dauerte geraume Zeit, bis ich bei seinem Rauschen stiller und zufriedener wurde.

Als ich, nach langem Träumen, meinen Kopf in die Höhe hob, bemerkte ich nicht weit von mir das leidvolle Profil der Französin über dem Geländer lehnen und traurig den lichten Wellen nachschauen, unter deren Tiefe ihr totes Kind gebettet lag. Ich habe in der letzten Zeit oft mit dieser Frau gesprochen, einmal weil sie, ihrer zweifelhaften Lage wegen, von den übrigen Passagieren gemieden wird, dann aber auch weil ich in ihr einen guten Grund gefunden habe, der, wäre sie mit besserer Erziehung ausgerüstet und auf minder gefahrvollen Wegen gegangen, sie gewiß befähigt haben würde, ein ausgezeichneter Charakter zu werden. Ich traue ihr Kraft genug zu, in ernster Arbeit vergangene Schuld zu sühnen.

Während wir beide, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, in die Ferne schauten, tauchte kaum sichtbar die Insel St. Thomas auf.

Immer klarer und deutlicher gestalteten sich die fernen Nebelbilder zu erkennbaren Formen. Wir sahen nach und nach die Berge, wie sie sich, von der versinkenden Sonne vergoldet, im Meere wiederspiegelten und endlich in der Dämmerung im Hintergrunde der Häuser verschwanden. Von unzähligen Lichtern erhellt, leuchtete uns jetzt der Hafen entgegen.

Ich stand an das Geländer gelehnt und konnte mich nicht losreißen von diesem Zauber. Auf der anderen Seite der Insel stieg langsam der Mond aus dem Wasser und beleuchtete das majestätische Meer, welches sich, von seinem Glanze versilbert, um die Insel breitete.

Drüben im Hafen konnte man die Menschen unterscheiden, die geschäftig und neugierig durcheinander wogten, um unser Schiff und seine Passagiere zu begrüßen.

Französische Orgeln kontrastierten mit wehmütigen Gesängen brauner Mulattinen und zu all dem Leben einer neuen Welt träumten die regungslosen Wellen in unvergleichlichem Frieden.

Ich mochte diesen Abend nicht mehr an Land gehen, mich nicht von dem Anblicke des Meeres trennen, das mir nie ruhiger und friedevoller erschienen war, als jetzt im Kontraste mit dem Getöse, das vom Hafen zu uns drang. Ich schaute hin, bis es stiller und stiller wurde, bis die Menschen nach und nach verschwanden und nur

noch der Gesang einzelner Eingeborener zu mir herübertönte, der in seinen einförmigen Melodieen eine so tiefe Wehmut trägt.

Später, als ich schlafen wollte, störten mich die widerlichen Töne der Neger und Negerinnen, welche die Nacht über Kohlen in unser Schiff laden mußten und ihre Arbeit unermüdlich mit diesen primitiven Gesängen begleiteten. Es war mir unmöglich zu schlafen.

Ich stand wieder auf, von Hitze und Moskitos geplagt, und suchte den kühlen Seewind oben auf dem Verdeck.

Es war eine seltsam unruhige Nacht! Unten in der Kajüte der Schotten wurde hin und her gelaufen, der Kranke hatte, wie mir der Kapitän erzählte, einen Geistlichen verlangt und der Italiener war hinunter gegangen, um mit ihm zu beten.

Als der Tag dämmerte, kam der Pater herauf auf das Verdeck. Er stand geisterbleich an die Barriere gelehnt und blickte auf die zuckenden Lichtreflexe in dem Wasser, seine Züge waren ungewöhnlich erregt, und als er sich später auf eine Bank niedersetzte, sah ich, daß die Hand, in welcher er sein Brevier hielt, konvulsivisch bebte. Er hat ein edelgeschnittenes Gesicht mit festen, beinahe hart gemeißelten Zügen, nach denen man ihm wohl zutrauen könnte, den rechten Weg zu finden, selbst wenn er sich einmal verirrt haben sollte.

Als ich dann hinunter in meine Kajüte schlich, um zu versuchen, noch eine Stunde zu schlafen, sah ich im

Vorübergehen, durch die nur angelehnte Thüre, welche in den Raum des Schotten führte, die junge Frau vollständig angekleidet am Boden liegen, ihren Kopf auf die Hand gestützt und die großen, jetzt so traurigen Augen qualvoll in die Leere gebohrt. Aus ihren Zügen war jede Spur von Heiterkeit und Glück verschwunden.

Ich versuchte nicht mehr zu schlafen, unruhig lief ich im Saale hin und her, ging endlich wieder hinauf auf das Verdeck und alle Qualen meines vergangenen Lebens, die ich so mutvoll zurück zu dämmen versucht, brachen sich gewaltsam Bahn und überfluteten meine Seele!

Ich konnte nicht ruhig wie sonst an die geweihten Gräber auf dem Friedhofe denken, an das schwarze Marmorkreuz, an mein begrabenes, für ewig totes Glück!

„Wenn Sie traurig sind, dann denken Sie an den Frieden, den Elisabeth gefunden hat.“ Waren das nicht Ihre Abschiedsworte, Leonore, mit denen Sie leise die Hand auf meine Schulter legten und mich fort zu ziehen versuchten von dem Kreuze, unter welchem meine ganze Seele begraben liegt? O ich habe sie mir vorgesagt in manchen einsamen Stunden. Sie haben Recht, ich will ihr den Frieden gönnen, den sie gefunden hat. Je mehr ich in das Leben schaue und versuche, es zu verstehen, je mehr gönne ich ihn ihr — aber ich — ich habe noch nicht überwunden.

VII.

Ich sitze heute mit einer Anzahl plaudernder Passagiere im Salon, verehrte Frau, die Luken sind geschlossen und von Zeit zu Zeit wälzen sich riesenhafte Wellen über das Verdeck. Es giebt Augenblicke, da muß ich meine Bleifeder in die Tasche stecken, denn dann schüttelt der Sturm so gewaltig, daß man auch selbst die verkrüppeltsten Buchstaben nicht zu Papier bringen kann.

Dafür habe ich aber vorgestern einen schönen Tag auf St. Thomas verlebt, es war der erste unter dem tiefblauen Himmel des Südens — zwischen Palmen und Bananen.

Wie soll ich es versuchen, Ihnen den Eindruck zu schildern?

Erinnern Sie sich wohl noch der Empfindungen, die Sie als Kind hatten, wenn Sie erwartungsvoll hinter der verschlossenen Thüre des Zimmers standen, in welchem die Eltern den Christbaum geschmückt und Sie hochklopfenden Herzens des Augenblickes harrten, wo sich diese Thüre öffnen sollte und Ihnen ein Meer von Lichtern entgegenstrahlen? Ihre Phantasie hatte wohl viel erwartet, aber dennoch blieben Sie stumm vor Entzücken bei dem blendenden Baume und seinen Herrlichkeiten! So stumm und über alles Erwarten überrascht war auch ich, als ich, aufgeregt von den Erlebnissen der Nacht, den ersten goldigen Glanz der aufsteigenden Sonne sich über das Meer und die Insel breiten sah.

Der Hafenort liegt an der Südseite derselben, und wenn man die Stadt vom Bord des Dampfers aus überblickt, so bietet sie ein schönes, über jede Beschreibung erhabenes Bild. Die Häuser schlummerten noch idyllisch, von der bläulichen Morgenluft übergossen, zwischen allen den fremdartigen Tropengewächsen, — sanft gewiegt von den Wellen des Meeres. Als ich mich später hinüber segeln ließ, umfächelte mich ein wahrhaft balsamischer Duft; der Tau der Nacht war an vielen Stellen noch nicht fortgeküßt von der Sonnenglut und glänzte wie Edelgestein an den Farren und Pflanzen der Hügel, welche den Hafen umgaben.

Leise läuteten die Glocken zur Frühmesse und die stolzen Palmen neigten andächtig ihre Riesenkronen über das blaue Wasser.

Es war ein stimmungsvoller unvergeßlicher Morgen! —

Der Hafen von St. Thomas ist ringsum von Bergen eingeschlossen und so groß, daß nahezu dreitausend Schiffe dort Platz finden; alle nach Westindien gehenden Dampfer laden hier ihre Kohlen.

Ich besah mir die Merkwürdigkeiten und schönen Punkte der Stadt, aß im Hafen-Hotel gut und ohne Schiffsbeigeschmack zu Mittag, plauderte mit den Eingeborenen und hörte sie mit unglaublicher Geschicklichkeit verschiedene Sprachen sprechen. In meinem Kopfe wirbelten alle die fremden Eindrücke durcheinander. Als dann die Sonne zu sinken begann, setzte ich mich müde in die Anlagen in der Nähe des Hafens und gab mich ganz dem Zauber des glücklichen Tages hin, mit welchem die traumhafte

Schönheit des Südens zum erstenmale auf mich eingewirkt!

Je mehr ich mich hinein versenkte, je farbenprächtiger mir diese Bilder erschienen, je näher kam mir auch der Gedanke an das Daheim. Ich mußte unwillkürlich der wirbelnden Schneeflocken unserer nordischen Heimat gedenken, der weißen, toten Häusermassen, denen ein grauer Himmel müde entgegen gähnt! Und vor mir sah ich die blühenden Orangen- und Myrten-Gruppen, in deren Blüten sich übersättigt smaragdene Kolibri wiegen, während daheim vielleicht ein einsamer Sperling über den Schnee hüpft und nach einem einzigen Krümchen Brot sucht, um nicht zu sterben!

Seltsamer Lebenskontrast!

Ich war plötzlich ernst geworden und das Gefühl des Alleinseins ergriff mich so mächtig unter allen den Menschen, welche am Hafen auf und nieder wogten, daß ich beschloß zurück an Bord zu gehen und dort die Nacht zu verbringen.

War es das Vorgefühl dessen, was ich erleben sollte, Leonore, oder war es der Zug zur Heimat, der uns in der Fremde, in der prachtvollsten Gegend oft am gewaltigsten packt und beinahe sterbenstraurig macht?

Es war in der Dämmerstunde, als ich mich in ein Boot warf und zum Dampfer rudern ließ.

Dort angekommen stieg ich hinauf auf das Verdeck! Der frische Abendwind legte sich kühlend um meine pochenden Schläfe, das Meer war fast gebetesstill und bei dem

Anblick des sternhellen Himmelsdomes, der so ruhig und andächtig seinen tausendfachen Glanz in demselben wiedergab, überkam mich eine wunderbare Ruhe, eine Ruhe, die resigniert begreifen kann, daß alles, was uns begegnet, so sein muß, in dem Zusammenhang mit dem All!

Die Augenblicke des Sturmes, welche verheerend zuweilen im Menschenherzen toben, die Stimmung der Wehmut, die ihnen folgt, in welcher wir uns sehnen nach einem warmen Druck der Hand, nach einer einzigen verständnisvollen Thräne, sie waren vorüber.

Ich hatte mich erlöst aus der Unruhe des Vergänglichen und bei der wunderbaren Stille der Nacht hatte sich meine Seele in ein Reich der Ideen gehoben, das frei ist von selbstischer Qual und brennendem Erdenschmerz. Wie lange ich so in meinen Gedanken versunken saß, ich weiß es nicht. Ich hatte Tritte gehört und flüsternde Stimmen vernommen, ohne darauf zu achten.

Da auf einmal legte sich eine Hand auf das Gesimse der Fenster, welche dem Salon das Licht geben und hinter denen ich ungesehen und allein so lange gesessen hatte. Es war eine schlanke, bebende Männerhand, die bei der magischen Beleuchtung der Nacht fast bläulich weiß glänzte. Meine Augen blieben daran gebannt und ich mußte unwillkürlich Heinrich Heine's gedenken, der aus der Menschenhand, wie aus den Gesichtszügen, eine Geschichte erkennen will. Diese Hand war edel geformt und es kam mir in meiner eigenartigen Stimmung vor, als könne ich in ihren Linien lesen, daß sie sich schon im Schmerz

geballt und im Gebet gerungen habe, ja als wären diese Schatten und Lichtpunkte Buchstaben, die von Kämpfen erzählten, wie sie nicht alle Menschen zu bestehen haben.

Aber nur zu bald wurde ich aus meinen Betrachtungen aufgeschreckt, um unberufen Zeuge eines Gespräches zu werden, dem ich mich nicht entziehen konnte, ohne auf das Empfindlichste zu stören.

„O Gregorio, das hätten Sie mir nicht anthun sollen", (es war die weiche Stimme der Schottin, welche flüsterte) „nur das nicht, ich bat Sie doch damals und Sie gaben mir das heilige Versprechen, meinen Lebensweg nicht zu kreuzen." —

Eine Pause. —

„Sie wußten, daß es genug war, was ich zu tragen hatte, und daß ich es nicht mit der frommen Ergebung einer Christin trug, sondern daß ich mit dem Geschicke trotzte, welches mich zur Lebensgefährtin eines Mannes machte, den ich nicht liebte — nicht einmal achten konnte. — —"

„Keine Einwände, Gregorio, ich will annehmen, daß Sie keine Ahnung davon hatten, mich hier zu finden — obgleich ich immer gefühlt habe, wie Sie mein Geschick verfolgten — wie unsere Herzen Eins geblieben . . . .

„Sie wurden Priester, um für mein Seelenheil zu beten, nachdem Sie mir in fast wahnsinniger Liebesglut versichert hatten, daß Sie doch nie ein anderes Weib lieben könnten . . ." — — —

„Still, still, ich gedenke jener Stunden in Neapel —

o ich habe sie nie vergessen, denn von da an wurde ich ein elendes Weib — — Ihre Gebete haben mich nicht gesegnet, Gregorio . . . .“

„Weil sie aus einem sündigen Herzen kamen,“ preßte jetzt laut und selbstvergessen eine andere Stimme in unsagbarem Schmerze hervor, „weil ich von der Stunde an, wo ich Sie verlor, nicht mehr beten konnte, weil sich zwischen mich und das Bild des Gekreuzigten Ihre Gestalt stemmte, Sarah, weil auf meinen Lippen Ihre flammenden Küsse brannten, mit denen Sie sich mir angelobt in Neapel, für hier und dort!“

Ein flehendes Weinen unterbrach die leidenschaftliche Flut, die sich Bahn von den Lippen des Priesters rang, die bebende Hand, die auf dem Gesimse gelegen, glitt hinab, und ich hörte, wie er zu den Füßen des Weibes sank, das seine Qual war!

„O Sarah, Sarah, die Menschen hätten uns zusammen lassen sollen, wie es der Himmel gewollt, Sie würden gut geblieben sein, wie Sie es waren, und ich kein vor Gott Verfluchter!

„Lassen Sie mich liegen, Sarah, lassen Sie mich zu Ihren Füßen und Ihnen nur einmal, nur ein einzigesmal sagen — wie furchtbar ich gelitten! — O ich sehe mich noch an jenem letzten, verhängnisvollen Abend, der uns für immer schied, und der mit seinen Erinnerungen mein Leben versengt.

Selig, wie ein Trunkener, erwartete ich Sie an dem Gitter der Kirche von San Paolo. Anfänglich zählte

ich die Minuten der Uhr, deren Zeiger vom Monde beleuchtet, mir gerade gegenüber waren, dann fing ich an, meine unbändigen Herzensschläge in einer Riesenkette von Zahlen aneinander zu reihen — —

Wissen Sie es noch, Sarah, ich hatte vor lauter Erwartung Ihr Kommen nicht bemerkt — und erst als ich Ihre Arme um meinen Nacken fühlte und von einem gräßlichen Worte aufgeschreckt, in Ihr Antlitz schaute — und in seinen bleichen Lettern die furchtbare, unumstößliche Gewißheit unseres Scheidens las — —? O Sarah — wie — wie habe ich Sie geliebt!" — —

„Was in den nächsten Wochen aus mir wurde? Ich weiß nichts. Die Welt hatte mir alles entrissen. Dann raffte ich mich auf! Ich wollte in heiliger, überirdischer Gemeinschaft mit Gott vereint sein — und ich konnte nicht, ich wollte beten für Sie, Sarah, und meine Gedanken umfaßten Sie in sündiger Glut, ich wollte, gefoltert vom wahnsinnigsten Schmerze, ein Heiliger werden und wurde ein Meineidiger, ein Sünder!" —

Ein fortgesetztes Weinen der unglücklichen Frau begleitete seine Worte neben den jetzt leiser rauschenden Meereswellen.

Mein Herz stockte.

„Gregorio, töten Sie mich, ich kann nicht mehr leben mit dem Bewußtsein meiner Qual! Da unten liegt der Mann, der mich elend gemacht, im Sterben und ich habe kein Wort der Liebe für ihn, ich sehe seine Leiden und ich fühle sie nicht!

Ich weiß, daß ein erbarmendes, versöhnendes Wort von mir seine Qualen lindern könnte, aber meine Lippen bleiben krampfhaft geschlossen in verbittertem Trotz. O helfen Sie mir, daß ich ihm vergeben lerne — vergeben all das unsägliche Elend, das er mir zugefügt! — — — Berühren Sie mich nicht, Gregorio, aus Barmherzigkeit! Sie sind ein Priester, ein Geweihter Gottes, und wie elend ich auch sein möge, meine Liebe zu Ihnen war zu tief, zu heilig — zu gewaltig, sie soll unbefleckt bleiben, so wahr mir Gott helfe!"

Die letzten Worte waren ein schmerzgepreßtes Stöhnen, es waren keine Laute, die von den Lippen kamen, sondern blutende Qualen, die sich aus einem verzweifelten Herzen lösten.

Ein heiserer, gräßlicher Laut tönte plötzlich aus dem unteren Raume durch die Nacht.

„Sarah!"

„Gregorio, er stirbt!"

Jetzt sah ich, wie die todbleiche Frau, von den Armen des Priesters gestützt, an mir vorüberwankte — und im unteren Raume verschwand. Ich preßte die Hände auf mein Herz, mein Atem stockte, ich wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Wie ein Verbrecher schlich ich in meine Kajüte und sank auf mein Lager. Ich hörte die ganze Nacht ein schauerliches Ächzen, aber als es Tag wurde, sah ich, daß es nur die Wellen waren, welche, von einem leichten Nord-Ost gehoben, gegen die Luke meiner Kajüte schlugen. Sonst war alles still.

Hatte ich geträumt?

Als ich zum Frühstück ging, fragte ich den Stewart, ob der kranke Schotte gestorben sei? Er sah mich verwundert an — er hatte nichts davon gehört.

Ich ging auf das Verdeck und sah, wie sich die Passagiere am Hafen zusammendrängten und nach Booten verlangten, um zum Dampfer zu segeln. Ein Matrose sagte mir, daß wir in einer Stunde weiter fahren würden.

VIII.

Das Leben auf dem Schiffe ist einförmig — fast eine Stunde, wie die andere und doch so inhaltreich, wenn man die Gedanken in Anschlag bringen will, welche durch die Poesie des Meeres und den Anblick der fremden Menschen in uns wachgerufen und entwickelt werden.

Wir hatten seit unserer Abfahrt von St. Thomas das herrlichste Wetter. Der Himmel dehnte sich wolkenlos über das Meer und die Stimmung der Reisenden wurde zunehmend froher und glücklicher, je mehr wir unserem Ziele entgegenrückten.

In St. Thomas ist ein Deutscher an Bord gestiegen, welcher für ein dortiges Handelshaus nach Cuba reist. Er erfreut uns an manchen Abenden mit seinem herrlichen Tenor, den er auf einer Guitarre begleitet.

Ich stand gestern Abend, in Träumen versunken, über das Geländer gelehnt, als diese heimatlichen Klänge fast schmerzlich meine Seele berührten.

„Das Meer erglänzte weit hinaus.“

— — — — — — — — — — — —

Es war mir als bettete das stille Wasser die Töne in seinen Schoß und als verkörperten sie sich dort zu Perlen im tiefsten, einsamsten Meeresgrunde.

Meine Augen suchten unwillkürlich ein paar andere, in denen ich Verständnis finden möchte für meine seltsame Stimmung und ich ging, mich umschauend, leise über das Verdeck. Ich entdeckte niemanden, keine Seele fragte nach mir und vermißte mich! Am Himmel stand der Mond und warf seinen magisch schönen Glanz über die einzelnen Gruppen.

Auf einer einsamen Bank, ganz allein, saß mein deutsches Ehepaar. Die junge Frau lehnte, von ihres Mannes Arm umschlungen, den Kopf an seine Schulter. Sie sprachen kein Wort, aber ich glaube, sie waren gücklich.

Weiter zurück saß allein, wie immer, die Französin, der Mond fiel gerade über ihr Gesicht, es war bleich und sterbensmüde!

Vorne auf dem Verdeck wandelten die verschiedenartigsten Gruppen. Trockene Geschäftsleute, welche über Handel und Politik debattierten, und für die das Meer mit seiner Poesie und ein ergreifendes Lied ein längst überwundener Begriff ist. Plaudernde Paare, die in einer Fülle trivialer Redensarten den schönen Gesang priesen, ohne ihn zu verstehen.

Ich blieb allein, wohin ich auch schaute. Ich dachte an den Priester und die schöne Frau, die er liebte, sie waren beide seit jenem Abende nicht wieder auf dem Verdecke erschienen. Ich hatte den Italiener nur bei Tische gesehen, die Schottin war aber selbst da nicht sichtbar — und ich hätte doch so gerne gewußt, ob sie Kraft gefunden, demjenigen die Augen zuzudrücken, der ihr junges Leben vergiftet hatte!

Ich ging auf das hintere Deck und setzte mich auf eine Kiste an die Barriere, von wo ich den Gesang hören konnte.

Ich war innerlich allein, ich wollte es auch in meiner Umgebung sein!

— „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen!“ —

Tief und schmerzlich empfunden bebten diese Töne über das weite Meer.

„Allerbarmender Gott!“

Hatte ich diese beinahe gestöhnten Worte nur gedacht, oder wurden sie von einem feinen Winde an mein Ohr getragen? Ich schaute mich um. Versteckt hinter Bretter und Kisten — ganz allein — entdeckten meine Augen den Italiener.

Er saß zusammengekauert, den Kopf tief auf die Hand gesenkt, den Rosenkranz zwischen den bebenden Fingern.

„Allerbarmender Gott,“ hallte es in meiner Seele nach, „laß ihn Friede finden — hier oder dort!“

IX.

Der Schotte ist erlöst, Leonore.

Es war das erste Wort, das ich heute früh hörte, als ich mich in den Salon begab, um mein Frühstück einzunehmen. Es verbreitete sich eine sonderbare Unruhe unter den Passagieren, man flüsterte sich allerlei abenteuerliche Familienverhältnisse über das Paar in die Ohren, die wohl nicht einmal annähernd die Wahrheit berührten. Es ist immer ein herzerschütterndes Ereignis an Bord, wenn ein Mensch stirbt und anstatt in geweihter Erde begraben zu werden, hinab versenkt wird in die Meerestiefe.

Alle schauten aus und fragten nach der unglücklichen, schönen Frau, die inmitten ihres Glückes, wie die Welt in solchen Fällen gerne gnädig annimmt, von der Seite eines jungen und geliebten Gatten gerissen wurde!

„Wie Sie kalt und teilnahmlos sind — Sie eingefleischter Weiberhasser," sagte vorwurfsvoll meine junge Landsmännin, als sie bemerkte, daß ich nicht in die, für mich sinnlosen, Klagen mit einstimmte und indem sie sich inniger an ihres Mannes Arm preßte.

„Eine so junge und schöne Frau und schon Witwe!"

„Um so besser, daß sie jung und schön ist," spöttelte im Vorübergehen ein Anderer, „es wird dann nicht fehlen, bald Ersatz zu finden."

„Qu'elle est pâle!"

Kaum waren diese Worte über die Lippen eines Franzosen gegangen, welcher dicht hinter uns stand, als

wir uns alle umsahen und der Gegenstand unseres Gespräches in der That bleich und thränenlos, wie aus Marmor gemeißelt, von dem Arzte gestützt über das Verdeck wankte.

Alles stob aus einander! Man fühlte, das saß zu tief, ein solcher Schmerz mußte allein sein mit dem Himmel, der frischen Meeresluft und der erbarmenden Ruhe. Kein Blick beleidigte sie.

Mittags war die Totenfeier für den Verblichenen angesetzt und man begab sich in die Kajüten, um sich so gut als möglich in die ernsten Trauergewänder zu hüllen.

Als man sich in dem Saale versammelt hatte, herrschte eine heilige Stille. Alle standen aufrecht und selbst die abkömmlichen Matrosen hatten sich, in ihrer Sonntagskleidung, eingefunden.

Anstatt des obligaten Geläutes der Glocken waren es die sanften Meereswellen, welche leise, andächtige Melodieen rauschten.

Der Italiener lag vor dem improvisierten Altare auf den Knieen und erhob sich lange — lange nicht. In seinen bebenden Händen hielt er das Kreuz des Erlösers.

Als er sich endlich aufrichtete und sein Gesicht den versammelten Andächtigen zuwandte, war es ruhig, aber fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Er betete lange und eingehend und als er schließlich der Leidtragenden gedachte, die so jung und einsam dem Leben entgegen gehe, da empfahl er sie so inbrünstig der göttlichen Barmherzigkeit, da flehte er so heiß den Segen

des Allvaters auf sie herab, daß ich seine letzten Worte kaum vernehmen konnte vor dem lauten Weinen, welches von Seiten der Frauen den Raum erfüllte.

Er hatte auf den allgemeinen Wunsch der Passagiere, mit Rücksicht auf die Nation des Verstorbenen, das Gebet in englischer Sprache gesprochen.

Wann und wie der Leichnam in das Wasser versenkt wurde, blieb uns unbekannt, es geschah wohl, um der armen gebrochenen Frau willen, in der Mitte der Nacht.

Als sich die Passagiere gegen Abend wieder oben versammelten, war die Leidtragende verschwunden. Der heitere Ton, welcher bisher unter uns geherrscht, war einer ernsten Unterhaltung gewichen und die Frauen namentlich wollten ein böses Omen in der ganz außergewöhnlichen Begebenheit sehen, daß man nun schon zwei Tote in die Fluten versenkt habe.

Eine junge Spanierin mit großen melancholischen Augen behauptete, daß noch ein Dritter sterben müsse, da einer alten indischen Sage zufolge eine Leiche auf dem Meeresgrunde keine Ruhe fände, bis sie noch zwei andere nach sich gezogen habe!

Und dann wurden Geschichten erzählt, Leonore, Sagen aus allen Ländern, von Nord und Süd, wie sie die Volkspoesie nach eigenem Bedürfnis geboren und ausgeschmückt hat. Einfache Legenden voll tiefer Empfindung, Mythen bevorzugter Menschen, die zu besonderem Schmerz und gründlicher Läuterung befähigt, als Heilige gestorben waren.

Und dazu leuchtete das Meer beim Sonnenuntergange und seine gold- und purpur-schimmernden Wellen sangen, weich und melodisch, fast überirdische Gesänge! Es war ja die Nacht, in welcher ein Heiland geboren, die sündige Menschheit zu erlösen und sie aus engen Banden hoch hinauf zu tragen auf den goldenen Fittigen der Liebe und des Erbarmens!

X.

Gehen besonderen Ereignissen geheiligte Momente voraus? O wir haben seit gestern Abend Entsetzliches erlebt, verehrte Freundin! Nach jenen stillen, stimmungsvollen Abendstunden, in welchen wir uns alle näher getreten waren, sollte eine schreckliche Nacht folgen, eine Nacht, in welcher das Meer zwar so still und ruhig schlief, als wisse es nichts von Erdenqualen, aber in welcher die Schmerzenswogen in zwei unseligen Menschenherzen sich zum Sturme ballten und in haltlosem Ungestüm alles mit sich fortrissen.

Es war nach Mitternacht, als ich durch einen sonderbaren Lärm geweckt wurde. Ein Laufen im Salon, ein Rufen aus den Kajüten, schreiende Frauenstimmen — es mußte sich etwas Haarsträubendes ereignet haben!

Ich war in wenigen Sekunden in den Kleidern.

Im Salon brannte Licht, aber er war leer. Ich eile hinauf auf das Verdeck, eine Anzahl von Menschen

hatte sich zusammengefunden, Frauen mit angstverzerrten Gesichtern, Männer, welche heftig gestikulierten und alle verfolgten mit beinahe gläsernen Augen verschiedene kleine Boote, die von Laternen erleuchtet, auf der Oberfläche des Meeres hin und her ruderten!

Die schöne Schottin hatte sich in das Meer gestürzt!

Ein Matrose, welcher oben die Wache hielt, wurde von dem Falle ins Wasser aufgeschreckt und hatte nur noch gesehen, wie der italienische Pater sie fest an seine Brust preßte und mit ihr auf die Oberfläche geworfen wurde, um schnell wieder unterzutauchen — zur Nimmerwiederkehr!

Er war gewiß, — das blieb die ungeteilte Meinung, ihr Vorhaben fürchtend, ihr hinauf gefolgt und in der Hoffnung, sie zu retten, hatte er mit ihr den Tod gefunden. Der Beweis war ja, daß er sie fest mit seinen Armen umschlungen gehalten!

Der edle Priester, wie wurde er von allen Seiten bemitleidet und bewundert!

O, Leonore, Sie können sich denken, was ich empfand, als ich das alles vernehmen mußte; wußte ich doch nur zu gewiß, daß sie beide vereint den Tod gesucht, daß sie von ihrem unglücklichen Liebeswahne gefoltert, so nicht mehr weiter gekonnt im Leben!

Es war eine grauenhafte, unvergeßliche Nacht! Alle sorgfältigen Rettungsversuche blieben erfolglos und das Meer, welches so friedevoll in dem Widerscheine unzähliger Sterne leuchtete, hatte sie wohl zur ewigen Ruhe in seine Tiefen gebettet.

Der Kapitän hatte die Boote längst zurückziehen lassen; aber die Menschen standen noch, als die aufgehende Sonne sich leuchtend aus der feuchten Tiefe hob und purpurn das Meer zu färben begann. Zitternd und frostig trat erst jetzt die schreckliche Wirklichkeit an uns heran, und langsam löste sich das erstarrte Weh in Worte und Thränen. Man konnte nicht genug die fassungslose Liebe der Frau beklagen, die, da sie das Leben nicht mit dem Gatten teilen konnte, sich ihm im Tode einte.

Und der arme Priester, der seine menschenfreundlichen Rettungsversuche mit dem Tode büßen mußte, wie war er eine rühmliche Ausnahme von Tausenden seiner Mitmenschen!

Als sie sich Alle zurückgezogen hatten, saß ich noch allein in einem Winkel; ich wollte keinen Schlaf, nachdem ich so Furchtbares erlebt hatte.

Hier an dieser Stelle war ich ja Zeuge gewesen von den Qualen zweier zerrissener Menschenherzen, die keine Erlösung finden konnten in edler Selbstbefreiung aus dem Banne verzehrender Leidenschaft — und trotz hohem Fühlen kraftlos zusammenbrachen.

Vor mir lag der tiefe, unermeßliche Ozean, übergossen von dem Glorienscheine einer goldenen Sonne, die unbekümmert um Menschenqualen still und ewig ihre Bahnen wandelt.

Welche Harmonie und Ruhe in der Natur! Selbst wenn sich einmal dichte Wolken zusammenziehen und in haltlosem Sturme die Erde zerwühlen, so geschieht es

nur nach ewigen Gesetzen und es wird wieder stille; aber die Herzen da unten die konnten keine Ruhe mehr finden in verzweifeltem Menschenwehe — bis sie aufgehört zu schlagen.

Und es war Weihnacht! Die Nacht, in welcher ein Heiland für die Welt geboren, die Menschheit zu erlösen von aller Sündenqual!

Daheim brannten Tausende von Kerzen und hochklopfenden Herzens jubelten fröhliche Kinderscharen unter geputzten Tannenbäumen! Glückliche Familien scharen sich zusammen in Eintracht und Friede!

Und ich saß einsam und allein in weiter Ferne und gedachte der beiden gebrochenen Menschenherzen da unten auf dem Meeresgrunde! Ich faltete unwillkürlich die Hände, meine Gedanken wurden Gebete — daß sich ein Gott ihrer erbarmen möge!

XI.

Zwei Tage später, Leonore, und wir sahen traumhaft vom Nebel umhüllt die Küste Cubas. Unser Schiff segelte gen Süden und schon nach wenigen Stunden legten wir uns in der Havana vor Anker.

Ich fühlte mich wie in eine neue Welt versetzt, nach den letzten furchtbaren Ereignissen am Bord der „Paranna“!

Havana macht selbstverständlich einen großstädtischeren Eindruck als die kleine Stadt und Insel St. Thomas.

Der Anblick der breiten Straßen und eleganten Häuser, hinter deren durchsichtigen Jalousieen die wundervollen Glutaugen der Cubanerinnen neugierig auf die Fremden herniederschauten, verdrängte allmählich die schrecklichen Bilder, welche immer noch wie gebannt in meiner Seele lebten. Als ich mich dann später auf eine Bank unter einer Gruppe Palmen niederließ und meine Augen an den keuschen weißen Blüten ruhten, die sich in den hohen Kronen fast mit dem blauen Himmelsäther küßten, kam wieder eine sanfte Ruhe über mich.

O es liegt ein segensvoller Friede in der gesättigten Fülle und warmen Farbenpracht des Südens! Die glühende Sonne badet ja die Welt in ein echtes unverfälschtes Gold, von welchem die matten Strahlen des Nordens nur ein spärlicher Abglanz sind!

Als es kühler geworden war, schlenderte ich durch die breiten Straßen mit den einstöckigen Steinhäusern, deren platte Dächer ihnen einen fremden Charakter verleihen. Ich ging bis auf die plaza de las armas und betrachtete die in weißem Marmor ausgeführte Statue Ferdinand VII., sah beim Vorübergehen die offenen inneren Höfe der Häuser in feenhafte Blumengärten verwandelt, wie sie diese üppige überreiche Vegetation gestattet.

Bei Nacht strömen die zahlreichen Blütenglocken, die vielen Orangen und Myrten, einen berauschenden Duft aus, der vereint mit den klagenden, einförmigen Klängen der Mandoline einen aufregenden, bestrickenden Reiz hat. Ich begreife, daß man hier bei Nacht des Schlafes vergessen mag und erst gegen Morgen sein Lager sucht.

Abends besuchte ich, in Gesellschaft meiner deutschen Reisegefährten, das berühmte Tacontheater, auf welches man mich wiederholt aufmerksam gemacht hatte.

Ich war aber auch wörtlich geblendet, als sich die Logenthüre öffnete und mir der erste Blick in diese feenhafte Pracht gestattet wurde.

Kein Theater der Welt hält, was Ausführung und Luxus betrifft, einen Vergleich aus mit dem Tacontheater Havanas.

Die Logen sind mit Freskomalereien und reicher Goldstuccatur verziert und ihre Brüstung ist so niedrig, daß man die Damen in ihrer vollen Gestalt sieht. Da nun dieselben in reichster Balltoilette und mit Brillanten fast überschüttet sind, so macht das einen überaus prachtvollen Eindruck.

Zudem kommt die bei Lampenbeleuchtung blendende Schönheit der Damen von Cuba. Ihre gelbliche Haut ist dann von mattweißem Glanze, die feinen regelmäßigen Züge werden von großen dunklen, mit langen Wimpern beschatteten Augen belebt und vom reichsten glänzenden Schwarzhaar umrahmt. Nimmt man noch dazu die wunderschöne Form der Schultern, Arme und Hände, so kann man sich in der That nichts Lieblicheres denken.

Da mich der mittelmäßige Gesang der Norma von der Bühne her ohnedies kalt ließ, so betrachtete ich mit ungeteilter Aufmerksamkeit das schöne Theater und seine noch schöneren Insassinnen. Ich studierte das kokette Auf- und Ab-Fallen der goldenen Fächer, in welches die

Südländerin eine ganze Sprache legt, und beobachtete die korrespondierenden Blicke der Kavaliere unten im Parterre.

Ja, ich kann mir nicht helfen, verehrte Frau, bei oberflächlichem Schauen treten entschieden unsere nordischen Damen diesen Südländerinnen gegenüber in den Hintergrund, und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie so gut, wie ich, wüßten, daß dafür der innere Gehalt keinen Vergleich aushält, so hätte ich gar nicht den Mut, Ihnen das so frei zu bekennen.

Meine Reisegefährtin, eine süddeutsche Kleinstädterin, fand in ihrem Erstaunen kein Ende und glaubte sich, wie sie wiederholt gestand, in ein Feenreich versetzt. Ein Glück, daß ihr Gemahl, eben so wenig wie ich, ein Verehrer der italienischen Musik und der schon etwas abgenutzten Stimme der Primadonna war, denn sie stieß fortwährend an seinen Arm und flüsterte die drolligsten Bemerkungen in sein Ohr.

Nach dem Theater machten wir noch einen Spaziergang durch die Stadt. Es war ein sternheller Abend; die weißen Blüten der palma real leuchteten ernst und keusch gegen das glänzende Firmament, traurige italienische Arien, auf Pariser Orgeln gespielt, tremulierten durch die Nacht.

Aus einem großen Hause, mit deutscher Firma, klangen von einem Wiener Flügel die leidenschaftlichen Melodieen einer Chopin'schen Nocturne. Dazu eine weiche, die Sinne berauschende Luft!

Ich begriff zum erstenmale diesen ganzen unaussprechlichen Zauber einer südlichen Nacht!

XII.

Wir sind des gelben Fiebers wegen nur einen einzigen Tag in der Havana geblieben, aber da wir fast lauter neue Passagiere an Bord bekommen haben, so blieben die schrecklichen Eindrücke auf der „Paranna“ verwischt.

Außer dem deutschen Ehepaar und der Französin sind nur noch einige junge Leute da, sonst lauter fremde, dunkle Kreolengesichter.

Wir segeln still unter brennender Sonnenhitze unserem Ziele entgegen, die Luft ist so geräuschlos, als wäre sie schlafen gegangen und das weiße Gekräusel der Wellen nur ein friedevolles, glückliches Träumen.

Am Tage ist man schlaff und unfähig selbst zum Denken; ich liege dann unter dem Segeltuche, mit einer leichten Lektüre — lese oder schlafe. Aber abends, wenn die Sonne untergegangen ist, dann wird es lebendig auf dem Verdecke, dann spazieren die Passagiere, wie aus schwerem Schlaf erstanden, auf und ab und man fühlt sich wie neugeboren.

Mich beschleicht schon das Weh des Abschiedes vom Meere, Leonore! Es ist mir ein teurer Gefährte gewesen

und hat in gar manchen Stunden die Stürme meiner Seele eingewiegt mit seinem unbegreiflichen Zauber.

Ich habe tagelang in seine feuchte Tiefe geschaut und ihm gebeichtet, was ich noch keiner Menschenseele vertraut! Ich habe ihm lautlos die Geschichte meines schmerzerfüllten Lebens geflüstert, die Geschichte meiner Leiden, meines Glückes, meines Elends!

Ich bin wieder Kind geworden bei seinem einförmigen Brausen und habe ihm erzählt, wie ein kleiner, dunkellockiger Knabe im Bettchen gelegen im heftigsten Fieber — und von allen Bildern, die ihn gequält, nur ein einziges sich unauslöschlich und ewig in seine Erinnerung gebrannt — das Bild einer jungen Frau — wie sie sich über ihn gebeugt — Todesangst in den milden Zügen — und mit weicher Mutterhand seine Stirne gestreichelt, die Glut gekühlt — und die Schmerzen gelindert hat.

Ich habe ihm erzählt, daß der Knabe genas, aber daß er das Mutterauge, das unvergeßliche, nie mehr geschaut, daß er erst nach Jahren den Schmerz verstehen gelernt und an ihrem Grabe geweint hat.

Ich habe ihm vertraut, daß der einsame Knabe stundenlang an der Mauer des schönen Nachbargartens gelehnt und durch die prachtvolle Gitterthüre sehnsüchtig nach dem kleinen Mädchen geschaut, welches glücklicher als er — zu der Mutter Füßen saß.

Daß das kleine Mädchen mitleidig nach ihm ausgeschaut und dann an die Thüre kam, sein rosiges Gesichtchen gegen das Gitter drückte — um mit dem armen Knaben zu plaudern.

Ich habe ihm gesagt, daß der Knabe keine Freude, keinen Sonnenschein hatte in seiner Kinderwelt, als den Anblick des Mädchens, welches immer gleich gut, gleich milde, an das Gitter kam und den wunderlichen Knaben verstand — für alle Anderen so scheu und abstoßend — nur für sie nicht! O das Meer hat alle die wundervollen Stunden mit mir durchkostet, es hat die Lieder meiner Jugendzeit mit seinen Wellenschlägen begleitet. Und dann, als der Knabe ein Jüngling geworden und nach Jahren heimkam in seine Vaterstadt, als er, wie sonst, an das Gitter flog — ihm so unvergessen und so ersehnt wie einst — da trat das schöne Mädchen ihm entgegen, welches damals die rosigen Kinderwangen an die Eisenstäbe gedrückt und mit ihm geplaudert hatte. Und der Jüngling hat das Gitter geöffnet, die Arme sehnsüchtig ausgebreitet — und das Mädchen hat sich still und verständnisvoll an seine Brust gelegt.

Still und ohne Worte hatte sie ihn verstanden!

Still und selbstverständlich ließ sie Rang, Reichtum und Luxus. Sie ging mit dem jungen Gatten, der nichts für sie hatte, als ein ganz kleines Heim — und war glücklich! O unaussprechlich, namenlos glücklich!

Leonore, ich habe die Thränen tropfen gesehen, die das Meer geweint, als ich ihm in einer dunklen Stunde vertraut, daß ich allein und heimatlos bin, daß die Stelle an diesem Herzen, an welchem einst ihr teurer Kopf gelegen, leer, daß mir nichts geblieben, als ein einsames Grab und die noch einsamere, tiefe Liebe in meiner Brust!

O ich habe mit ihm alle, alle Stunden durchkostet, die Stunden unschuldiger Kinderfreuden, höchsten Menschenglückes und tiefster — tiefster Trauer! Weiter war ja mein Leben nichts, Sie wissen es, Leonore, bittere unsagbare Kümmernisse, Sorgen und Kränkungen — und dann — das Exil; aber doch war und bleibt es durchleuchtet *von* einem einzigen, wunderbar goldenen Sonnenstrahle!

. . . .

So ist das Meer!

Ein weiter, endloser Ozean voller Wogen und Stürme, voll schrecklicher Elemente — und doch durchfärbt und durchduftet von einem unnennbaren Zauber ewiger Poesie — von einem Hauche göttlicher Liebe!

Über mir steht still und glänzend das südliche Kreuz. Sie sehen es nicht, Leonore, es leuchtet nicht über dem einsamen Grabe Elisabeths und dennoch bin ich Euch nahe — ewig nahe in der Allgewalt der Liebe!

Morgen landen wir, so es Gott gefällt, in Vera-Cruz!

Leben Sie wohl!

Demetrio.

¿Morir de una caida?
— ¿Pues de donde cajó?
Cajó del cielo!

Den ganzen Tag hatte der Nordwind vom Meere herüber gepeitscht, die Wolken am Firmamente gejagt und Häuser und Bäume mit Staub überschüttet. Die breiten, sonst so belebten Straßen von Mejico waren wie ausgefegt, und nur hier und da hatte ein einzelner Herr, mit der Hand am Hute und vorgebeugtem Kopfe, es gewagt, von Straße zu Straße zu eilen.

Jetzt war es Nacht. Der wilde Orkan hatte aufgehört zu toben und war müde schlafen gegangen.

Nur die Wipfel der hohen Eschen neigten sich noch zärtlich gegen einander und rauschten melodisch ihre weichen Lieder.

Am Himmel stand einsam, von leichtem Gewölke umkost, der Mond und sah sanft hernieder auf die schlummernde Welt.

In den breiten Wegen der Alameda zuckten in fahlem Glanze die Schatten der üppigen Tropenblätter und warfen phantastische Gebilde auf den Sand.

Verspätete Kolibri schwirrten geräuschlos von Blüte zu Blüte und wiegten sich träumend in duftigen Kelchen.

Von den benachbarten Straßen näherte sich zuweilen der geräuschvolle Tritt eines verspäteten Wanderers und verlor sich dann, leise und leiser, in der Ferne.

Sonst war alles still!

Still bis auf die einsame Gestalt, die in spanischem Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, regungslos an dem Ausgangsgitter der Alameda lehnte und stumm nach dem gegenüberliegenden Hause blickte. Die Scheiben der glänzenden Fassade, deren Balkon reiche Vergoldung trug, waren dunkel.

Wie lange hatte er schon hier gestanden?

Die Schläge seines Herzens hatten die Minuten abgezählt und die Kathedrale verkündete Mitternacht.

Die Gestalt blieb noch immer regungslos.

Jetzt — er preßte die Hand unwillkürlich auf sein Herz — jetzt knarrte die letzte Thüre, die auf den Balkon führte, und eine schlanke Gestalt wurde sichtbar.

„Antonia!“

Auf den Schwingen der geheimnisvollen Nacht säuselte der Name an ihr Ohr.

Welche Fülle von Sehnsucht, von Schmerz und Liebe lag in dem Tone, der sich so weich um ihre Seele schmiegte.

Er hatte den Mantel fast ganz über sein Gesicht gezogen, nur zwei heiße, dunkle Augen schauten traurig zu ihr in die Höhe — in ihr lachendes junges Kinder-

gesicht, auf welchem, als es sich jetzt tief über die Balustrade neigte, die ersten Regungen einer geheimnisvollen Liebe lagen.

Die langen Zweige einer Esche fielen über des Mannes Kopf und verhüllten ihn beinahe ganz, aber als er dann — der Mond hatte sich hinter feinem Gewölke versteckt — näher, bis unter den Balkon trat, da unterschied man deutlich eine hohe und elegante Gestalt.

Ein duftiger Blütenzweig, mit beschriebenen Blättern umwickelt, flog mit gewandtem Wurfe zu ihren Füßen.

Sie neigte sich und hob ihn auf. Als sie sich wieder in die Höhe richtete, war die Gestalt da unten verschwunden.

Oben am Firmamente rissen jetzt die leichten Wolken auseinander und auf dunklem Grunde wurde der Mond sichtbar.

Er ergoß sein bleiches Licht über die breiten Steinquadern der Straße, auf welcher die Zweige der Eschen koboldartig hin und her zuckten.

Das Mädchen hatte leise, wie sie gekommen, die Thüre wieder geschlossen, war mit lautlosem Schritte über den Korridor gehuscht und ließ sich, nachdem sie glücklich ihr Schlafzimmer erreicht hatte, auf den nächsten Stuhl nieder.

Der Mond schien voll durch die weißen Mousselingardinen und sein Licht fiel auf ihren dunklen Kopf, der müde an der Wand lehnte.

„Antonia, — du bist doch draußen auf dem Balkon gewesen?"

Das Mädchen ging zu dem Bette, in welchem sich die Schwester in die Höhe gerichtet hatte und barg ihr von Thränen strömendes Gesicht an deren Brust.

„Du hast ihn gesehen, trotz deines Versprechens?"

„Ich konnte nicht anders, Lucia, so wahr mir Gott helfe — ich wollte es nicht — aber" —

„Aber?"

„Dann dachte ich, wie er einsam stehen würde und warten, vielleicht die ganze Nacht, bis zum Morgendämmern — und wie er dann nach Hause gehen möchte und keine Seele nach ihm frage — —

O du weißt es nicht, wie es mich hinauszog zu ihm, zu den traurigen Augen, die mich verfolgen und die es mir angethan mit magischer unbezwingbarer Gewalt."

„Und wenn es die Eltern erfahren? Gewiß, Antonia, was du thust ist Sünde und ich — ich sündige mit dir, weil ich schweige."

Antonia schlang beide Arme um der Schwester Hals und weinte still.

„Wenn er sich doch wenigstens zu erkennen geben wollte," fuhr Lucia fort, „wenn er sich nicht in dieses geheimnisvolle Dunkel hüllen möchte, das unmöglich Gutes bedeuten kann. Warum nennt er nicht seinen Namen? Warum zeigt er sich nicht ehrlich bei Tage — in irgend einer Gesellschaft, oder im Theater und wirbt so wie die anderen um deine Liebe und tritt unter die Reihe deiner Freier?"

„Weiß ich es denn?“ preßte jetzt Antonia hervor, indem sie ihren Kopf in die Höhe hob und die Thränen aus ihren Augen wischte. „Du hast es ja gelesen, was er mir schrieb, ach mit so schönen, eigenartig berauschenden Worten, wie sie nur ihm zu Gebote stehen: „daß ein dunkles Verhängnis ihn schuldlos belaste und daß nur meine Liebe es von ihm zu nehmen im stande sei. Ich soll ihn nicht sehen, so will es sein dunkles Geschick, bis er sich ihrer bewußt ist — bis er weiß“ — o hier, hier steht es mit Ausdrücken, die nur ein Gott ihm in die Feder gegeben, „bis er weiß, daß meine Liebe groß genug ist, alles zu übersehen, was äußerliche Mißhelligkeiten auf seinen Lebensweg warfen.“

Und sie trat jetzt an das Fenster, entfaltete die Blätter und las langsam bei dem hellen Mondlicht, wie um jedes Wort unauslöschbar in sich aufzunehmen.

Ihr Gesicht verklärte sich mehr und mehr — je weiter sie las — und als sie geendet, da preßte sie den Zweig ungestüm an ihre Lippen, an ihren Busen und sagte mit leidenschaftlicher Inbrunst:

„Ich liebe ihn, Lucia, o ich liebe ihn! Wie wäre es möglich, daß hier ein Schatten läge, den meine Liebe nicht zu bannen vermöchte? Wer so tief, so hoch, so edel empfinden kann, in wessen Seele sich das Leben so wunderbar rein und schön spiegelt, der ist jeden Preises wert. Ich kann nicht anders, Lucia, wenn ich seine Worte lese, seine ideale Auffassung von allem, das ernste Streben, mit welchem er sich durch die Welt

kämpft, die sittliche Höhe, nach der er klimmt, ich kann nicht anders, Lucia, morgen fliegt mein Brief ihm zu, ich muß es ihm sagen, daß ich mich stark genug fühle, daß ich die Seine sein will, wie auch sein Leben sich gestalten möge!"

Lucia saß noch immer aufrecht in ihrem Bette und sah verständnislos auf die hohe schöne Gestalt der Schwester, die jetzt, berauscht von ihrer eigenen poesievollen Liebe, am Fenster lehnte und mit großen bittenden Augen hinauf zum Firmamente sah.

Was sollte sie der Schwester sagen? Sollte sie den Gedankenflug hemmen, die Bilder zerstören, die jetzt ihre Seele hoben und die vielleicht doch das Beste waren, was ihr das Schicksal zugeteilt?

Half es etwas, das begeisterte Mädchen aus ihren Himmeln zu reißen, die schon seit der Kinderzeit in einer Welt der Phantasie lebte — und deren Träume früher oder später wohl doch in der Alltäglichkeit verkümmern würden?

Sie konnte nichts thun, als die Hände falten und Gott bitten, gnädig über die Schwester zu wachen und sie nicht jäh von der Höhe herunterstürzen zu lassen, auf die ihre junge Seele sie so begeistert trug.

Vielleicht war es ja zu ihrem Glücke, denn ein Phantast, ein ungewöhnlicher Mensch, das mußte ja auch er, der geheimnisvolle junge Mann sein, von dem sie nichts wußten, als daß er sich „Demetrio" nannte und Antonia, die er oft gesehen und beobachtet zu haben vorgab, mit

einer Inbrunst liebte, für die es keine Hindernisse gab. Und warum sollte auch nicht Antonia wenigstens, die schönste und jüngste Tochter des vornehmen Hauses der Rubiera, glücklich werden, nachdem die beiden älteren Schwestern und teilweise auch schon sie selbst seltsamen und schweren Geschicken zum Opfer gefallen waren?

Und sie betrachtete das schöne Angesicht da drüben, so vollberechtigt zum Glücke, wie die langen Wimpern auf den schmalen Wangen lagen und ein seliges Lächeln den weichen Saum der Lippen umspielte.

Jedes Menschenherz muß ja seine eigenen Wege gehen, dachte sie, diejenigen, welche es selbst bedarf, wenn auch oft so unverständlich und unbegreiflich für die übrige Welt! War denn nicht Antonia glücklich?

— — — — — — — — — — — —

Als sie nach einiger Zeit zu ihr hinüber sah, lag ihr junger Kopf sanft schlafend in den Kissen und in ihrer weißen, herabhängenden Hand hielt sie den Blütenzweig Demetrios!

Einige Tage später verkündeten riesengroße Plakate das Auftreten des kürzlich von Paris angekommenen Violin-Virtuosen Saltero y Gomez.

Im Theater Iturbide sollte das Konzert des jungen Mulatten stattfinden, dem ein ganz ungewöhnlicher Ruf vorausging, und von welchem die Pariser Blätter nicht genug zu rühmen wußten.

Geheimnisvolle Stimmen wollten wissen, daß ein mystisches Dunkel über seiner Geburt schwebe, daß sein Vater, ein Spanier aus vornehmem Hause, sich auf seinen Reisen in den Antillen in ein wunderbar schönes Mulattenmädchen verliebt, die ihn mit ihrem Zauber so umstrickt, daß er monatelang bei ihr unter dem blauen Himmel an den Ufern des Orinoco verträumt und erst erwacht sei, als man ihn an ihre Leiche geführt und ihm den neugeborenen Knaben gezeigt, den sie mit ihrem Leben erkauft hatte.

Ob seine Liebe bis über das Grab hinausgereicht?

Ob er es war, der den talentvollen Knaben ausbilden ließ und ihn seiner Einsamkeit in Florida entriß, wohin mitleidige Leute das Kind genommen hatten?

Oder ob das alles nur Märchen waren, Gebilde, die sich bei den weichen, traurigen Tönen gestalteten, die der Künstler seiner Violine so hinreißend und zauberhaft zu entlocken verstand?

Nüchterne Naturen behaupteten, daß Saltero y Gomez in dem Hause eines reichen Pflanzers aufgewachsen sei, der auf sein Talent aufmerksam geworden, ihn auf das Konservatorium nach Paris geschickt habe.

Darin waren aber alle Meinungen übereinstimmend, daß er ein gottbegnadeter Künstler sei, und daß die Stadt Mejico stolz sein dürfe, ihn in ihren Mauern zu beherbergen.

Daß er ein Mulatte war, einer von der Rasse, die man eigentlich das Recht habe zu verachten, nun das wollte

man ausnahmsweise übersehen — großmütig den Künstler und den Menschen scheiden.

— — — — — — — — — — — —

Vor dem Hause der Rubiera hielt der elegante Wagen, welcher die Damen des Hauses in das Konzert führen sollte. Ein gallonierter Neger stand schon geraume Zeit am Wagenschlage und wartete mit jenem selbstverständlichen Gleichmute, der Bedienten eigen ist, auf die Herrschaft.

Oben in ihrem Zimmer stand Antonia noch immer vor dem großen Spiegel und prüfte ihre schöne Gestalt.

Eine weiße Spitzenrobe schmiegte sich duftig und weich um ihre feinen Formen und hob die zarten Schultern, die weiß und glänzend wie Elfenbein unter den brechenden Strahlen des Lüsters leuchteten. Das große Brillantkreuz, welches auf ihrem Halse lag, wetteiferte mit ihren braunen Sammetaugen, die heute in ungewöhnlichem Feuer flammten.

Ein taufrischer Rosenzweig hob die dunklen Flechten, deren reiche Fülle im Nacken geknotet lag.

Die Schwester in dunklerem Seidenkleide, mit einem schmerzlichen Zuge um den feingeformten Mund, sah stolz auf die edle Erscheinung, deren inneres Glück heute so vollkommen harmonierte mit der Pracht der Toilette, die ihre Schönheit hob.

Heute — heute sollte sie endlich Demetrio sehen — den Heißgeliebten, Auge in Auge! O ihr junges Herz war fast nicht stark genug, so viel Glück zu fassen!

„Komm,“ sagte endlich die Schwester, „du bist schön genug, überlasse es jetzt ihm, dich zu bewundern.“

Antonia antwortete nicht, sondern trat noch einmal bis dicht unter den Lüster, zog ein feines Papier aus ihrem Busen und las mit selig strahlendem Angesicht:

„Antonia, du hast meine Seele mit deinen Zeilen in ein Meer von Entzücken und Hoffnungen getaucht — stehe mir Gott bei, daß es nie anders werde! In einigen Tagen giebt ein gewisser Mulatte, Saltero y Gomez, ein Konzert im Theater Iturbide, derjenige, den du dort sehen wirst, und der eine Rose im Knopfloch trägt, ist dein Demetrio."

Sie führte das Blatt zärtlich an ihre Lippen, barg es dann wieder an ihrem Busen, legte den Arm in den der Schwester und zog sie hinüber in das Toilettenzimmer der Mutter, um zu sehen, ob auch sie fertig sei. Wenige Augenblicke nachher rollte der Wagen dröhnend durch die Calle San Franzisko, bog in die Calle San José del Real ein und hielt vor dem glänzend erleuchteten Portale des Theater Iturbide.

Als sie in die Loge traten, hatte das Konzert bereits begonnen.

Schon im Korridor umsäuselten sie wunderbare, fremde Töne, wie sie gleiche vorher niemals vernommen hatten. Hochklopfenden Herzens bog sich Antonia über die Brüstung und streifte mit schüchternen Blicken das Parterre. Dann lehnte sie sich zurück in ihren Sessel und lauschte, wie berauscht, den Tönen, die immer voller, immer leidenschaftlicher durch den Raum fluteten. Die seligen Empfindungen ihres Herzens wurden bis zur

Begeisterung gehoben, denn sie trugen Göttliches auf ihren Schwingen und entrückten sie für Augenblicke den eigenen Wünschen.

Als der Künstler geendet, ging ein rauschender Beifallssturm durch das dichtgefüllte Haus.

Kränze flogen von allen Seiten, Damen rissen selbst *ihre* Blumen aus den Haaren und warfen sie zu des Künstlers Füßen.

Antonia streifte mit einem flüchtigen Blicke den jungen Mann, der, mit der Violine in der Hand, sich eben tief vor dem Publikum verneigte, dann aber irrten ihre Augen wieder unten über die Menge, ob sie nicht eine einzige Rose entdecken könnte, eine einzige Rose und mit ihr ihres Herzens heiß ersehntes Glück.

Ein Herr mit großen dunklen Augen, der gegenüber an einer Säule lehnte und unaufhörlich in ihre Loge sah, erregte ihre Aufmerksamkeit. Einen Augenblick sah sie mit Interesse in sein Gesicht, aber ihr Herz blieb ruhig — er konnte es nicht sein.

„Hast Du noch nichts entdeckt, Antonia?“ flüsterte ihr die Schwester ins Ohr.

„Nichts. Ich glaube er will meine Aufmerksamkeit nicht ablenken und wartet bis zum Schlusse.

O die Musik ist ja auch herrlich, fast zu schön für Menschenwerk. Wie schade, daß es nur ein Mulatte ist, der so spielt!“

„Du mußt ihn nicht ansehen, Herz, schließe die Augen, wie ich es thue und nimm nur die Töne in Dich auf.“ —

Leise, weiche Melodieen begannen und machten das Haus verstummen. Es war ein Capriccio, vom Künstler selbst komponiert, welches mit sanften, schmerzlichen Tönen begann.

Fast wie klagende Menschenstimmen, vom Winde getragen, umsäuselten sie das Ohr.

Eine einsame Kindheit auf heißer Steppe, mit dem Bewußtsein der Kunst in der Brust, die vergebens nach Gestaltung ringt. Unvollkommene Präludien, in denen dennoch eine Zukunft ringt — bis sie sich nach und nach unter Schmerzen entfalten, immer kräftiger, bestimmter, um dann in einer Fülle und Vollendung auszuströmen, die nicht ihresgleichen hat.

Eine verheißungsvolle Welt zittert endlich in den Melodieen, die seinen Saiten entquellen, eine Welt voll Glück und Jubel, in der kein Nachklang mehr von den Schmerzen ist, die vorher bis zu Thränen das Herz bewegt.

Das waren nicht Töne allein, das war eine einsame Menschenseele, die das volle Empfinden ihrer überreichen Welt hier ausgeströmt — und die Menge hingerissen zu gläubiger Andacht.

Der Künstler hatte geendet, man wußte es nicht. Kein Laut bewegte das Haus.

Wie leblos lehnte er an dem Marmorpfeiler und seine Arme hingen schlaff hernieder.

Er hatte sich selbst übertroffen!

Endlich erwachte das Publikum aus seinem Rausche.

Der Meister war verschwunden, aber ein donnernder Applaus, ein nicht endenwollendes Rufen verfolgte seinen Abgang und brauste wie ein Orkan durch das Haus.

Antonia war todesbleich. Ähnliches hatte sie nie empfunden, mit ihren Fingern umklammerte sie krampfhaft der Schwester Hand und hauchte tief bewegt:

„O, daß ich jetzt Demetrio fände, Lucia, mehr könnte ich ihm nie geben, als in dieser Stunde.“

Sie sah auf die Bühne, der Meister war wiedergekehrt — eine schlanke edle Gestalt mit traurigen Augen — im Knopfloch trug er eine Rose.

Was war das?

Ein gellender Schrei ging durch das Haus, ein einziger furchtbar gellender Schrei!

Unten im Parterre sah man neugierig hinauf nach der Loge. Antonia lag bewußtlos in den Armen ihrer Schwester.

Der Künstler, der junge Mann, den die Genien, trotz seines Angesichtes, bei der Geburt auf die Stirne geküßt — er war Demetrio. Die Sennora Rubiera hatte keine Ahnung, warum ihre Tochter plötzlich zusammenbrach. Vielleicht die Hitze, das leidenschaftliche Spiel, das widerliche Angesicht des Künstlers, das alles zusammen mußte wohl gewirkt haben.

Mit Hilfe des Dieners wurde sie leblos in den Wagen getragen, zu Hause von Lucia selbst entkleidet und wie eine gebrochene Blume in die seidenen Kissen gelegt.

Der Arzt, der gerufen war, stand ratlos am Lager und wußte nichts zu sagen, als daß vielleicht ein Nerven-

fieber im Anzuge sei, denn jedenfalls jage der Puls und alle Symptome dazu seien vorhanden. In der Nacht hatte sie wilde Phantasieen, sie sah ein schwarzes widerliches Angesicht, das sie anstarrte, ihr das Herz aus dem Busen reißen wollte und dessen Blicke sie nicht zu ertragen vermochte. Zuweilen schrie sie laut auf, verlangte nach Demetrio und streckte ihm leidenschaftlich ihre Arme entgegen. Unzusammenhängende Worte verrieten die zerrissenen Gebilde, die sie quälten und die Mutter, die trostlos am Lager stand, machte sich Vorwürfe, daß sie ihre zartbesaitete Tochter in ein Konzert geführt, wo ihr ein so abschreckender Anblick geworden.

Lucia allein verstand sie und flüsterte, sobald Antonia zur Besinnung kam, sanfte, tröstende Worte in ihr Ohr, sie beschwor sie, nur an den Demetrio zu denken, den ihre Phantasie umfaßt gehalten und den das Herz nicht lassen konnte, trotz so furchtbarer Enttäuschung. Alle die schönen Gedanken, die er ihr auf dem Papier gesandt und die sich so tief in ihre innere Welt gesenkt, alle die zauberischen Melodieen, die seine Saiten geboren, all sein eigenstes, besseres Selbst, das war ja mehr ihr eigen geworden, als sie es selbst gewußt.

Als sie sich nach Wochen von ihrem Lager erhob, da war Antonia eine andere.

Bleich, mit einem Zuge tiefen Wehes um den Mund, ging sie, ein Schatten von dem was sie gewesen, durch die eleganten Räume und nichts erfreute sie mehr.

Sie war, wenn das möglich, noch zärtlicher gegen die Mutter, die dahin siechte, noch liebevoller mit der Schwester und noch engelgleicher gegen die Armen und Hilfsbedürftigen.

Aber abends, wenn die Stunde kam, in welcher er sie sonst erwartet hatte, trat sie hinaus auf den Balkon und blickte träumend auf die Stelle dort, wo seine schlanke Gestalt einst an dem Gitter gelehnt. — —

Die Wipfel der Eschen säuselten geheimnisvoll im Abendwehen — so wie sonst — und ihre Zweige warfen dieselben zuckenden Gebilde auf den Kies.

Er aber — er war nicht da!

Sie legte die Hände vor ihr Gesicht und stöhnte laut.

Ihre Seele hatte doch wohl ein Strahl gestreift aus dem Himmel jener großen, echten, gotterfüllten Liebe, die nicht sterben kann. — — —

Seine letzten Worte an sie, die ein Knabe nach ihrer Genesung, bei ihrem ersten Gange zur Kirche, in ihre Hände gelegt, lauteten:

„Antonia, fluche mir nicht! Ich Elender, von grenzenloser Liebe zu dir erfaßt, ich glaubte, daß geistige Vervollkommnung und großes, tiefes Empfinden es vergessen lassen könnten, was die Natur gesündigt. Sie hatte mir eine Seele gegeben, die nach dem Höchsten begehrte, mit dem Fluche eines Angesichtes, an dem ich sterben muß. Ich zürne dir nicht. Mit deinem Bilde im Herzen, mit der Überzeugung, daß du mich geliebt haben würdest, wenn das Schicksal barmherziger mit mir verfahren, will ich

meiner Kunst gerecht werden und auf den Schwingen meiner Saiten das Weh ausströmen, das ich verflucht bin, durch das Leben zu tragen. — Nur der Künstler soll ja echt sein, der im Feuer der Schmerzen geläutert ward, nur der der höchsten Aufgabe gerecht werden, der bis an die Grenze menschlichen Fühlens reicht. Und somit danke ich dir doch das Einzige, was mir geblieben ist!

Mein Weg soll nie mehr den deinen kreuzen — lebe wohl!"

Die Worte wurden ihr Nachtgebet, wenn sich ihr Kopf ruhelos auf dem Kissen warf und das Bild des geträumten Geliebten anfing sich mit den dunklen Zügen des Mulatten zu mischen, dessen Anblick einst ihr Entsetzen gewesen war.

Selbst der Schwester hatte sie diese letzten Worte nie gezeigt, sie trug sie in einer silbernen Kapsel auf dem Herzen und der Name Demetrio wurde nie mehr genannt.

Saltero y Gomez war verschollen, die Begeisterung, die eine kurze Zeit in den Mauern von Mejico geherrscht — verrauscht.

Andere waren gekommen und gegangen und hatten seine Spur verwischt.

Er war ja auch ein Sonderling gewesen, ein unberechenbarer Künstler, der sein zweites Konzert unterlassen, weil er eine zweifelhafte Trauerbotschaft erhalten hatte.

Wohl der Mühe wert, um irgend einen Mulatten, der vielleicht gestorben war!

Wer fragte danach, daß er auf einsamer Planke, auf

sturmgepeitschtem Lebensmeere schaukelte? Wer fragte danach, ob hinter diesem verachteten Angesicht ein seltener Geist wohnte, der heldenmütig zu kämpfen verstand gegen den Gischt haltloser Wogen, die ihn wie ein wertloses Spielzeug hin und her trieben?

Es war ja ein von Gott Gekennzeichneter — ein Mulatte!

Drei Jahre waren seitdem vorübergegangen. Antonia, die jüngste und jetzt noch einzige Tochter des Hauses Rubiera, schien nicht mehr Glück finden zu sollen, als ihre vorangegangenen Schwestern. Die Welt, die nur ein gewisses Quantum von Elend begreifen kann, fing schon an mitleidig die Achseln zu zucken und meinte, es sei wohl doch größtenteils eigene Schuld und jedenfalls Caprice oder Selbstüberschätzung, daß die schöne Antonia hartnäckig jeden Freier ausschlug.

Da war im vergangenen Jahre der einzige, begabte Sohn des Marquese Ocampo von Paris zurückgekehrt und hatte so ausdauernd um das schöne Mädchen geworben.

Ihrer dahingeschiedenen Mutter hätte es das Sterben erleichtert, ihre Tochter geschützt und glücklich zu sehen, aber Antonia bestand darauf, unvermählt zu bleiben, weil sie keinen Mann lieben könne.

Konnte der Tod der Schwester und jetzt der der Mutter jede Freudigkeit aus ihrem Leben genommen haben?

Oder war es doch, was die Welt nicht ahnte, das einsame Bild des Geächteten, das sie verfolgte, bis hinein in ihre Träume, und mit vorwurfsvollen Augen auf sie niedersah?

Waren es die wunderbaren Töne jener Nacht, jene gottbegnadeten Melodieen, die sich so tief in ihr Sein und Denken gegeben, und die ihr die bunten Kränze, welche die Welt ihr zu Füßen legte, nur als wertlosen Flitter zeigten?

Sah sie, so fest sie auch die Hände vor die Augen legte, das düstere Mulattenangesicht, die schlanke, edle Gestalt, mit dem schönen Innenleben, begnadet mit dem Reichtum künstlerischer Vollendung?

In schwarzen Trauerkleidern, die sie um die tote Mutter trug, lehnte sie allabendlich an der Thüre des Balkons und schaute hinaus in die geheimnisvolle Tropennacht.

Sie konnte das Leben nicht verstehen, nicht die Welt, die mit goldenen Ketten spielt, die dennoch, sie mochte sie betrachten, wie sie wollte, die Glieder verwunden.

Sie sah die Kontouren der Kordilleren wie blauen Dunst in der Ferne — und eine heiße Sehnsucht erfaßte sie nach einer anderen, fremden Welt. Da hinüber, da jenseits der Nebelgebilde, weit, weit über die schneeleuchtenden Spitzen der Vulkane — zum Meere!

Wie wohl die Wellen rauschen mochten im versilbernden Glanze einer schweigenden Nacht? Wie ihr sanftes Gekose, gleich poesievollen Liedern, sich weich und harmonisch um das stürmische Herz legen mochte?

Nichts als Himmel und Wasser, so weit das Auge reicht — Himmel und Wasser und Friede, unsäglicher Friede! Die einsamen Fische, die ihre Köpfe aus den blauen Fluten strecken, tragen ja keine neugierigen Menschenaugen, die vorwurfsvoll das Antlitz streifen, weil das Herz nicht im Takte schlagen will mit der Uhr, die die Welt gerichtet.

Die Möve, die schwerfällig am Ufer streift, geht sie nicht auch ihre eigene Bahn, unbeirrt um Sturm und Nebel?

Giebt es nicht eine innere Notwendigkeit, die uns treibt, eine mächtige Stimme, die gebietet und der wir folgen müssen, weil wir uns sonst selbst verlieren?

„Antonia, fesselt dich nichts an Mejico?“ fragte sie ihr Vater eines Abends, indem er seine Hand zärtlich auf ihre Schulter legte, „hast du den Mut, mit mir eine Reise zu unternehmen in die alte Welt?“

Antonia schlug ihre Augen groß zu ihm auf, wie neues Leben regte es sich in ihrer Brust und bereitwillig, wie ein guter Kamerad, legte sie ihre Hand in die seine.

Sie hatte ja nicht den Mut gehabt, diesen Wunsch auszusprechen, den das bleischwere Leben in ihr geboren, und jetzt, da der Vater es so wollte, jetzt konnte sie es nicht begreifen, warum sie nicht längst mit ihm diesen Ort der Trauer verlassen hatte, wo so erbarmungslos ihr Familienleben zerrissen worden.

Mit neuem Lebensmute traf sie die Vorbereitungen zur Reise.

Da sich der Herbst schon nahte und der Vater die Einwirkungen des rauheren Klimas für Antonia fürchtete, so beschlossen sie vorerst nach Paris zu gehen und dort die Winterfreuden kennen zu lernen, von denen er hoffte, daß sie ihn und namentlich seine Tochter zerstreuen würden.

Antonia war der französischen Sprache mächtig und so würde sie weniger die Fremde empfinden, als es wo anders der Fall sein konnte. Auch lebten dort bekannte mexicanische Familien, die den alten Herrn lockten und durch deren Vermittelung es leichter sein würde, seine Tochter in die ihr gebührenden Kreise zu führen.

Antonia war mit allem einverstanden, sie zog es nur fort — fort, weit über jene Berge, wo sie sich eine schönere Welt erträumte. —

In Paris stürzte sie sich mit Hast in die Vergnügungen, die sich boten und die ihr neu waren.

Der Geist, der in den Salons herrschte, in welchen sie verkehrte, war so verschieden von der Art des Verkehres in ihrem Heimatlande, daß er sie eine Weile anzog und zerstreute. — Ob ihr Herz Ruhe und Glück fand?

Ihr Vater traf sie einst träumend, als er sie zu einem Konzerte abzuholen kam, mit frisiertem, blumengeschmücktem Kopfe, aber noch in ihren Peignoir gehüllt, auf dem Divan liegen.

„Bist du noch nicht fertig, Kind?" fragte er mit jener unerschütterlichen Sanftmut, die immer etwas Rührendes in ihrem Tone trug, „ich gedachte dich heute Abend mit etwas ganz besonderem zu überraschen und nun

sitzest du so traurig und still, wie einst in Mexico, wo dich nichts zu erfreuen vermochte. Fehlt dir etwas?"

„Nichts Vater, nichts. Nur will es nicht ruhig werden in mir, ich dachte es gäbe einen Winkel auf dieser Welt, wo das möglich wäre. — — — Doch ich bin einmal wieder egoistisch," unterbrach sie sich hastig, indem sie in die Höhe sprang, ihre Arme um des Vaters Hals schlang nnd ihren Kopf einen Augenblick an seine Brust legte. Und dann verschwand sie in ihrem Ankleidezimmer.

„Saltero y Gomez" flüsterten Rubieras Lippen, als seine Tochter gegangen war, er an das Fenster trat und hinab in die tobenden Straßen von Paris blickte. „Saltero y Gomez, war das nicht der Name, den mir Lucia sterbend in die Ohren hauchte und mit dem sie mir den einzigen Mann kennzeichnete, der Antonia beglücken könne? Ich will es nicht glauben — gewiß sie sprach im Fieber — Antonia Rubiera — und ein Mulatte!"

Er wandte sich zum Kamin und ließ sich in einem Sessel vor demselben nieder. Die Kohlen knisterten und schlangen sich glühend in einander, sie warfen einen rötlichen Schein über die Rosen des Teppichs und die Rokokobeine der steifen vergoldeten Stühle, die an der Wand standen.

Es war doch trostlos still und einsam hier!

„Ich glaube," seufzte er, während er seine Hand tief in sein dichtes, graues Haar vergrub, „wenn ich so unglücklich sein sollte, diesen Mulatten jetzt zu finden, ich könnte mich beinahe entschließen, ihm mein schönes Kind

ans Herz zu legen, falls es ihr einfiele, das zu wünschen. Daß doch für gewisse Menschen das Glück so begrifflos ist und wir es nicht erkaufen können mit allen Schätzen der Welt!"

Die Flügelthüren des anstoßenden Gemaches thaten sich jetzt auf und Antonia, in reicher, geschmackvoller Toilette, rauschte über die Schwelle.

„Bin ich schön, Vater?" lächelte sie ihm entgegen, indem sie beide Hände in die seinen gab.

„Schön wie immer, mein Kind," sagte er zärtlich, „schön, aber auch bleich. Fehlt dir etwas?" fragte er noch einmal.

„Nichts, Papa, gar nichts, wenn du mir bleibst" — und sie neigte ihre schöne Gestalt, um es dem Diener zu erleichtern, den weichen Zobel ihr um die Schultern zu legen.

„Nun beichte mir aber auch," fuhr sie fort, während sie sich in dem eleganten Wagen zurecht setzte, „womit du mich heute Abend zu überraschen gedenkst — ich erwarte ganz etwas besonderes, Väterchen, sicherlich."

„Ganz etwas besonderes," lächelte der alte Herr, „weiß ich doch, daß eine gewisse Dame für die Violine ein faible hat — und da wird ihr heute Abend ein Genuß zu teil werden, wie sie noch keinen zuvor gehabt hat."

Antonia sagte nichts, aber sie vergrub ihr Gesicht in das Rosenbouquet, welches sie in ihrer Hand trug.

„Ist es nicht so, Kind," fuhr der Vater unbarmherzig fort, „liebst du nicht die Violine mehr, als jedes andere Instrument?"

„Ja, Papa, ich liebe sie."

Ihre Stimme klang auf einmal hohl und fremd, als ob sie aus einer Stelle ihres Herzens käme, an der etwas zerrissen sei.

Der Vater sah bestürzt zu ihr hinüber, aber er fand nicht mehr den Mut, noch etwas zu sagen.

Bei der matten Beleuchtung im Wagen kam es ihm vor, als ob Thränen in Antonias Augen glänzten. Er nahm ihre Hand zärtlich in die seine und streichelte sie.

Das junge Mädchen wandte sich ab, zog die seidene Gardine zur Seite und sah mit starren Augen auf die Menschen, die über die tageshellen Boulevards eilten.

Es war mit einemmale eine seltsame Angst über sie gekommen, als ob sie vor einem Verhängnisse stünde, dem sie nicht die Kraft habe, zu entfliehen.

„Papa," sagte sie geängstet, als der Wagen vor dem belebten Vestibül eines glänzend erleuchteten Hauses hielt, „ich glaube mir wird unwohl, wäre es nicht doch besser, zurück nach Hause zu fahren?"

„Kind, du bist nur traurig; die Musik wird dich zerstreuen, komm."

Der Vater hob sie aus dem Wagen und leitete sie über die mit Teppichen belegte Treppe.

Ein ungewöhnliches Drängen und Eilen nach dem großen Konzertsale benahm ihr beinahe die Besinnung.

Auf dem breiten Zettel, der am Eingange befestigt war und an welchem sie ihr Vater rasch vorüberzog, glaubte sie den Namen Saltero y Gomez zu lesen — —

Ihre Sinne mußten sich wohl verwirrt haben und sie äffen im Taumel alter Erinnerungen — das konnte nicht möglich sein.

Sie legte die zitternde Hand fester auf ihres Vaters Arm — schon öffneten sich ihre Lippen, um nach dem Namen des Künstlers zu fragen, der ein so großes Publikum nach sich zöge, aber die Worte erstarben, ehe sie dieselben gesprochen.

Ihr Vater zog sie in den Saal, er wollte Gewißheit haben. Jetzt war er überzeugt, daß der Künstler, von dem heute halb Paris sprach, kein anderer sein konnte, als der lang verschollene Mulatte, welchen Lucia ihm vor ihrem Tode genannt hatte.

Er wollte Gewißheit haben, um jeden Preis.

Antonia sollte ihn wiedersehen und genesen. Das schöne Mädchen, welches da an seinem Arme hing und an der keiner ohne Bewunderung vorüber schritt, konnte unmöglich einen Mulatten lieben.

Ihre Phantasie mochte sich eine zeitlang verirrt haben, ihre große Jugend konnte sich vielleicht in entsagungsvolle Träume wiegen, aber sein Anblick, die häßliche Wirklichkeit, die mußten sie ernüchtern, davon war er überzeugt.

Er gab ihr einen Sessel in der Nähe der Thüre und nahm an ihrer Seite Platz.

Mit wahrhaften Folterqualen sah er ihr bleiches Gesicht, in welchem alles Leben erstorben schien.

Antonia war wie in einem Taumel. Warum dachte sie heute — gerade heute — an jenen unvergessenen Abend im Theater Iturbide?

Ach, seit jener Stunde gab es ja eine Stelle in ihrer Brust, auf der ewiger Schnee lag, eine Stelle, auf der keine Blumen mehr sprießen wollten, so heiß auch ihre Seele danach weinte. Wo war er? Und was war aus ihm geworden?

Hatte er alle die Jahre unter Floridas blauem Himmel verträumt, an dem Strande des Meeres — — — und sie vergessen?

Sie, die nicht wert war, den geringsten Platz einzunehmen in seiner großen Seele?

Hatten ihm die Wellen nicht geflüstert, wie tief sie bereute, wie namenlos sie litt?

Was war sie, die eitle Thörin, im Vergleich mit ihm?

Gott hatte ja in die verachtete Hülle eine Seele gegeben, die ihm ähnlich war, eine Seele, die in ihrer Größe jeder äußeren Schönheit spottete.

Ach, nur noch einmal — ein einziges Mal ihm sagen . . . . .

Jetzt krampften sich ihre Hände konvulsivisch um die Lehne des Sessels . . .

Wunderbare, unvergessene Töne gingen weich und zart durch den Saal. Traurige Klänge — verkörperte Thränen, wie sie nur die Menschenseele weint, die einsam gedürstet hat — dann schwollen sie an, neigten sich decrescendo — leiser immer leiser, und verwehten wie ein Hauch.

Rubiera sah, bis ins Herz ergriffen, in das Gesicht seiner Tochter.

Sie saß regungslos da, mit gesenkten Lidern.

Nur an den großen Perlen, die auf ihrem Halse lagen und die sich ungestüm hoben und senkten, bemerkte er, wie ergriffen auch sie war.

Den Künstler selbst konnte er nicht sehen, so gedrängt voller Menschen war der große Raum.

„Kennen Sie den Namen des Konzertgebers?“ fragte er in der Pause seinen Nachbar, doch ohne daß Antonia es bemerken konnte.

„Saltero y Gomez, derselbe Mulatte, der schon vor vier Jahren Paris von sich reden machte.“

„Wird er längere Zeit in Paris verweilen und sind Sie mit seinen näheren Verhältnissen bekannt?“

„Ich meine gehört zu haben, daß er in den Antillen zu Hause ist, sonst weiß ich nichts von ihm.“

Rauschender Beifallssturm unterbrach die Unterredung — Saltero y Gomez mußte wieder erschienen sein. Der alte Herr sah wie gebannt auf seine Tochter, welche noch immer starr in dem Sessel saß.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Antonia, das Konzert ist zu Ende, wollen wir nicht nach Hause fahren?“ Das junge Mädchen hob gedankenlos den Kopf in die Höhe, aber antwortete nicht.

„Antonia!“ Der Vater berührte leise ihre Schulter, „willst du nach Hause fahren, oder wollen wir im Speisezimmer eine Erfrischung nehmen?“

Sie erhob sich mechanisch und legte ihre eiskalte Hand auf seinen Arm.

Sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte.

Als sie in den Vorplatz traten, blieb sie stehen.

„Wollen wir nicht nach Hause fahren, Kind?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er hatte das Gefühl, als müsse sie sinken und legte seinen Arm um ihren Leib.

Ein Kellner, der gerade vom Speisezimmer kam, blieb einen Augenblick stehen und betrachtete neugierig die sonderbare Gruppe.

„Wünscht die Dame vielleicht ein Zimmer, in welchem sie sich erholen könnte?"

„Ist ein solches in der Nähe?"

Der Kellner bejahte und Rubiera führte seine Tochter in ein durchwärmtes Gemach.

Antonia ließ sich zitternd vor dem Kamine nieder.

Der Vater atmete erleichtert auf. Saltero y Gomez konnte nichts gemein haben mit dem Herzen seiner Tochter, sonst hätte sie nicht so standhaft ausgehalten bis zum Schlusse.

Nur die Musik hatte sie angegriffen, das war alles. Und erleichterten Herzens ging er für ein Souper zu sorgen, welches ihr die geschwundenen Kräfte widergeben sollte.

Als Antonia allein war, riß sie die silberne Kapsel von ihrem Herzen, öffnete sie und preßte das Papier, welches sie enthielt, leidenschaftlich an ihre Lippen.

„Demetrio", hauchte sie, „ich kann nicht anders, meine Liebe ist stärker als jedes Bedenken." Sie wollte nach dem Knopf der Glocke greifen und unbekümmert, was man von ihr denken möge, nach dem Künstler fragen, als sich

hinter ihr die Thüre öffnete und wieder schloß. Vor ihr stand jene schlanke, vornehme Gestalt, die allnächtig in Mejico am Gitter des Bosquets gelehnt — und zwei dunkle, ernste Augen senkten sich, so wie einst, in die ihren.

„Antonia!"

Ein Schrei des Entzückens, ein Schrei so tief, so markerschütternd, als spränge er mit einemmale alle die Fesseln, die Vorurteile und selbst geschaffenes Elend da geschmiedet, und der Mulatte hielt das schöne Mädchen an seinem Herzen.

Heiße, erlösende Thränen strömten auf seine Brust.

Dann riß sie sich los, warf die Kapsel mit dem Briefe in die Flammen des Kamines und sagte feierlich:

„Demetrio, deine letzten Worte waren mein Talisman in allen schweren Lebensstunden, aber so lange sie auf meinem Herzen brannten, war ich eine Unwürdige, vergieb mir!"

Der Künstler war vor ihr in die Kniee gesunken und sah traumselig in ihr Gesicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen später verkündeten die Zeitungen von Paris die Vermählung des berühmten Violinvirtuosen Saltero y Gomez mit der schönen Antonia Rubiera.

Lady Bristol.

Der große Dampfer „Kleopatra" schaukelte, leicht wie eine Nußschale, auf den von der Sonne vergoldeten Wellen des atlantischen Ozeans. Eine heiße, fast sengende Luft strömte über das Verdeck und jagte die wenigen Passagiere in die schattigsten Winkel. Der Steuermann, der eine Weile auf und ab gegangen war, hatte sich ermattet mit seinem Stuhle hinter die Kompaßsäule geflüchtet und lag mit geschlossenen Augen in dem spärlichen Schattenstrich.

Zuweilen streckte ein neugieriger Fisch seinen Kopf durch die silbernen Fluten und warf die Wellen gurgelnd durcheinander.

Ein sonnengebräuntes Gesicht, offenbar das des Kapitäns, und dann die breite, nervige Gestalt, tauchten jetzt an der Thüre, die zum unteren Schiffsraume führte, auf. Seine Augen sahen einen Augenblick prüfend an dem Mast in die Höhe, dann lüftete er den Hut, wischte mit dem Tuche den Schweiß von der Stirne und setzte sich ermüdet neben den blonden Deutschen, der dicht an der Barriere lehnte und den blauen Dunst seiner Cigarre in künstlichen Gebilden in die Luft trieb.

„Eine unerträgliche Hitze,“ sagte er nach einer Weile, indem er kopfschüttelnd den Horizont prüfte, an welchem sich aber trotz allen Suchens keine Wolke zeigen wollte.

„Wie mag sich dabei Lady Bristol, Ihre Schutzbefohlene, befinden?“

Der Angeredete warf lässig die Asche über Bord und zuckte zweifelhaft die Achseln.

„Sie muß tiefen Kummer gehabt haben,“ fuhr der Kapitän fort, „denn sie sieht nicht aus wie eine glückliche Gattin, die den Flitterwochen einer jungen Ehe entgegen geht.“

„Sie ist leidend,“ antwortete der Herr etwas kurz, „übrigens sind die Begriffe von Glück auch verschieden. Es bedarf wohl keines lauten Entzückens, wenn eine junge Dame, vielleicht durch Familienverhältnisse veranlaßt, sich einem älteren Herrn antrauen läßt, den sie kaum kennt.“

„Aber Lord Bristol ist ein stolzer, hochgeachteter Herr; wie manche Dame würde sich glücklich schätzen, wenn er sie der Ehre würdig erachtete, seinen Namen zu tragen. Drüben in den Antillen hat er einen selten guten Klang.“

„Kennen Sie ihn persönlich?“

„Wenn man ein zufälliges, flüchtiges Zusammentreffen so nennen darf — ja. Ich sah ihn im Hause eines reichen Pflanzers in Florida. Man erzählte sich damals, daß dessen junge, bildhübsche Tochter eine Leidenschaft für den älteren Herrn hege und der Vater keinen Versuch unterlassen habe, eine Verbindung anzubahnen. Wenn man diese vornehme, imposante Gestalt einmal gesehen hat, kann man sie nicht wieder vergessen.“

„Und warum wurde aus der Partie nichts?“

„Das ist eine Frage, die ich Ihnen nicht beantworten kann. Fama wollte wissen, wie das bei dergleichen Gelegenheiten nie fehlt, daß er die Erinnerung an ein unvergessenes Weib im Herzen trage, die ihm keinen Raum gestatte für eine andere. Ich glaube es nicht. Wenigstens nicht in Bezug auf seine Gemahlin. Wie man sich hier an Bord erzählt, soll Lady Bristol ihren Gemahl ja kaum gekannt haben und der Lord scheint mir auch nicht der Mann, der wegen einer blassen Erinnerung ein gesundes Glück von der Hand weisen würde. Die schöne Creolin war höchst wahrscheinlich nicht nach seinem Geschmack.“

„Möglich,“ sagte der blonde Herr gleichgültig, während er seine erloschene Cigarre an der des Kapitäns wieder anzündete.

„Sieht Lord Bristol noch gut aus, Kapitän?“ fragte er nach einer Weile, in Gedanken versunken, dem Fluge einer Möve folgend, die schwerfällig über dem Wasser kreiste.

„Er ist einer der vollkommensten Kavaliere, die ich überhaupt gesehen habe,“ sagte der Kapitän mit einer Art von Enthusiasmus. „Groß, kräftig, mit klugen Augen, ist er eine Männerschönheit, der die grauen Haare durchaus keinen Abbruch thun. Ich halte den Lord höchstens für einen Mann von einigen fünfzig Jahren, der es aber, was geistige Elastizität und Energie anbelangt, mit einem jungen Mann von dreißig aufnehmen könnte.“

„Sonderbar,“ sagte der andere, indem er sich für einen Augenblick erhob und seine Cigarre, die nicht brennen

wollte, ärgerlich über Bord warf, „sehr sonderbar, ich habe mir immer eingebildet, Lord Bristol müsse ein lebensmüder Greis sein, der aus Gott weiß welcher Caprice sich vor seinem Tode mit einer verwaisten jungen Dame vemählt habe, um sie in ihrer hohen Stellung vor dem Hunger zu retten."

„Demnach sind Sie nicht mit den näheren Verhältnissen der Lady vertraut?" fragte der Kapitän erstaunt, indem er den jungen Mann mit prüfendem Auge maß. „Ich glaubte, es müßten sehr nahe Beziehungen sein, Mr. Grauer, die Sie zu der Dame Ritter und Begleiter gemacht haben. Wenn ich nicht irre, haben Sie sich doch gemeinschaftlich mit ihr eingeschifft?"

„Wir kommen manchmal in Lebenslagen, Kapitän," antwortete der andere gedankenvoll, „in welche uns scheinbar ein launiger Zufall schleudert. Ich war befreundet mit dem Bruder der Lady Bristol, den ich in Rom auf sonderbare Weise kennen lernte, indem ich so zu sagen sein Lebensretter wurde.

Er war schwindsüchtig und hielt sich den Winter in Italien auf. In Florenz, wo wir die heißen Mittagsstunden gemeinschaftlich in der kühlen Veranda eines französischen Café verbrachten, wurde er mitteilsam und sprach mir zuweilen von seiner einzigen Schwester Valentine."

„Lady Bristol?"

„Ja, jetzt Lady Bristol. Er erzählte, wie sie seit Jahren die Pflegerin und Reisebegleiterin seines kranken Vaters sei, wie auf diese Weise ihre schöne Jugend unbe-

merkt verblühe, wohl ohne jemals die Freuden eigenen Familienglückes genießen zu dürfen. Er sagte das nie ohne einen bewegteren Klang der Stimme, aus dem ich noch heute die Liebe heraus zu hören vermeine, die ihn mit der Schwester zu verbinden schien. Ich lauschte, von der Mittagshitze betäubt, seinen Worten, gedankenlos, ohne daß sie mir einen tieferen Eindruck hinterlassen hätten. Ich kannte ja seine Schwester nicht und würde voraussichtlich nie mit ihr im Leben zusammentreffen."

Der Kapitän rückte seinen Stuhl näher an den des jungen Mannes. Die Erzählung interessierte ihn, denn er hatte für den Augenblick das Wetter vergessen und dachte an die blasse Frau, die sich an Bord der Kleopatra befand, um nach St. Thomas zu reisen.

„Zwei Jahre später," fuhr Grauer fort, — „ich hatte Edward Mayton beinahe vergessen — promenierte ich in Paris auf dem Boulevard des Italiens, als eine Hand meine Schulter berührte.

Ich sehe mich um und gewahre zu meinem nicht geringen Erstaunen Edward Mayton, den Bruder Lady Bristols. Sein Äußeres war fast bis zur Unkenntlichkeit verändert und hätte er nicht so bedeutende Züge gehabt, ich würde ihn nie mehr erkannt haben.

Als ich ihm erzählte, daß ich im Begriffe sei über Liverpool in die Antillen zu reisen, erfaßte er seltsam erregt meine beiden Hände und sagte mir ein über das andere Mal, daß ich ihm von Gott gesandt sei und daß er mich fast wie einen Heiland begrüße. Und dann zog er mich

in das nächste Café, wo er mir Aufklärung über sein seltsames Gebahren zu geben versprach.

Wir setzten uns unter ein paar blühende Oleander, die etwas abseits auf einer kleinen Veranda standen. Mein Freund zündete sich einen Papiros an, den er nicht rauchte, aber er wollte um alles in der Welt gesund erscheinen — und ich hatte indessen Muße, sein vom nahenden Tode gekennzeichnetes Gesicht und seine verfallene Gestalt zu betrachten. Da blieb kein Zweifel mehr, der arme Mensch hatte nur noch Wochen zu leben.

„Mr. Grauer,“ sagte er dann abermals zu mir, während er von neuem meine Hand nahm, „ich wiederhole es, mir hat die Vorsehung Sie gesandt. Wenn Sie nach den Antillen reisen, müssen Sie der Begleiter meiner Schwester werden, die sich gleichfalls, so bald als möglich, dahin begeben wird, nachdem sie vorher die Gemahlin Lord Bristols geworden. Vielleicht haben Sie seinen Namen schon gehört, er war Gouverneur auf einer der Inseln in den Antillen.“

Ich sah befremdet in das Gesicht des Kranken und dachte, er rede im Fieber.

Ich? Ich sollte seine Schwester begleiten, nachdem sie die Gemahlin Lord Bristols geworden war?

Er bemerkte mein Erstaunen, aber noch ehe ich um Erklärung bitten konnte, fügte er hinzu: „Sie wundern sich, daß meine Schwester, nachdem sie sich verheiratet hat, einen Beschützer braucht, nicht wahr? Aber es sind das eigenartige Verhältnisse und ich werde Ihnen dieselben gleich näher erklären.“

„Mir ist es, als sähe ich ihn noch vor mir," sagte Grauer, in das Gesicht des Kapitäns sehend, „wie er seinen leichten Rohrstuhl dichter an den meinen zog und den Papiros vor sich auf den Tisch legte und verkohlen ließ. Er sprach in hastigen, abgebrochenen Worten, von immerwährendem Husten unterbrochen, und ich gestehe, ich wurde nicht recht klug aus den dunklen Verhältnissen, die er mir aus Grew-Castle, seinem Familiensitze, schilderte. Nur so viel wurde mir klar, daß Valentine Mayton sich mit Lord Bristol verlobt habe, daß derselbe aber verhindert sei, selbst nach England zu kommen und daher den Vorschlag gemacht habe, seine Verlobte einem Stellvertreter anzutrauen, der sich in England, bei dem steten Verkehre mit den Antillen, leicht auch zugleich als Reisebegleiter finden würde."

„Sonderbar," sagte der Kapitän, ohne die Augen zu heben, „so wurden Sie eigentlich der Gemahl der Lady."

„Nur dessen Stellvertreter, Kapitän. Das ist ein bedeutender Unterschied."

„Aber immerhin keine gefahrlose Situation einer so schönen Frau gegenüber, wie sie Lady Bristol ist." Und er verfolgte mit seinen geübten Augen ein Schiff, welches wie ein feiner Nebelstreif am fernen Horizonte sichtbar wurde.

„Freilich, die Lage könnte gefährlich werden," sagte Grauer lächelnd, „wenn ich noch etwas mehr von Lady Bristol kennen würde, als ihre äußere Erscheinung. Aber ich sah sie zuerst vor dem englischen Magistrat, bei welchem

ich Lord Bristol fingierte und dann die wenigen Stunden, die sie sich hier auf dem Verdecke zeigt. Sie ist entweder stolz oder sie mißtraut mir, denn sie hat mir auch noch nicht den leisesten Einblick in ihr inneres Leben gestattet. Was ich Ihnen hier erzählt habe ist eben alles, was ich von den Verhältnissen der jungen Dame weiß."

„Und ihr Bruder?" fragte der Kapitän, „konnte der sie nicht in die Antillen begleiten?"

„Ihr Bruder? Der kam leider todkrank in England an und starb schon in London. Ich hatte ihm einmal das Versprechen gegeben, seine Schwester zu begleiten, er hatte sie brieflich davon unterrichtet — und so erwartete ich sie in London, in seiner Wohnung. Das ist der Grund, warum sich unsere Reise verzögert hat und auch wohl warum Lady Valentine die Einsamkeit so sucht."

„Ich glaube, sie liebte diesen Bruder sehr, wenn man sich überhaupt bei ihr in irgend einer Weise einem Glauben hingeben darf," fügte Grauer hinzu, während er anfing, da die Sonne zu sinken begann, auf dem Verdecke hin und her zu spazieren.

Der Kapitän sah ihm eine Weile nach, murmelte etwas von unbegreiflichen Lebenszufällen in seinen verwitterten Bart und stieg dann, mit dem Fernrohre bewaffnet, auf die Plattform des Dampfers, um den Nebelstreif genauer zu prüfen, der sich nun immer deutlicher als ein Segelschiff zu erkennen gab.

Viktor Grauer ging gedankenvoll, mit der Geschichte beschäftigt, welche er eben dem Kapitän erzählt hatte,

auf und nieder. Ohne sich dessen recht bewußt geworden zu sein, war er auf das Vorderdeck gekommen, welches immer noch, obgleich die Sonne zu sinken begann, ziemlich leer war. Er dachte an Lady Bristol, an den Tag, an welchem er sie zum erstenmale gesehen und sie ihm in ihren schwarzen Trauergewändern die Hand vor dem Altare gereicht. Er hatte sich eigentlich bis jetzt diese Situation nie recht klar gemacht.

Es war damals so vieles auf ihn eingestürmt. Der Tod des Freundes in so fremder Umgebung, das feierliche Leichengepränge und dann die Erscheinung der Schwester, die nicht einmal das Verlangen zeigte, ihn zu sehen. Heute, von den Bemerkungen des Kapitäns angeregt, beschäftigten ihn diese Dinge.

Wie bleich und zart sah Valentine Mayton aus, als sie neben ihm vor dem Notare stand!

Warum zögerte sie, nachdem sie den Handschuh abgenommen, ihre Hand in die seine zu legen?

Knüpfte sie ihr Geschick nicht gerne an das Lord Bristols?

Damals hatte er das alles viel weniger beachtet als heute, wo Lady Valentine ihm keine ganz Fremde mehr war.

Wie sonderbar hatte doch das Leben mit ihm gespielt, indem es ihn so ganz bedingungslos zum Reisegefährten dieser stolzen Dame gemacht.

Warum hatte Mr. Mayton gerade ihn dazu erwählt, der Stellvertreter ihres zukünftigen Gatten zu

sein, wenn das Leben ihn von dieser Dame scheiden sollte, ohne ihm einen Einblick in ihr Innenleben zu gewähren?

Ihre seltsame Apathie konnte doch nur die Maske sein, die sie der Welt zeigte, davon war er jetzt beinahe überzeugt.

Er war bis in die Nähe der Bank gekommen, auf welcher die Lady in den Nachmittagsstunden zu liegen pflegte und gewöhnlich stumm auf die blauen Wellen blickte, die zu ihren Füßen spielten.

Auch heute lag sie da.

Grauer ging unwillkürlich einige Schritte näher und blieb dann stehen.

Lady Bristol hatte ihren Kopf auf ein weißes, mit Spitzen garniertes Kissen gebettet und lag regungslos mit geschlossenen Augen.

Ob sie schlief?

Grauers Augen richteten sich auf ihr schönes, matt aussehendes Gesicht. Die langen, dunkeln Wimpern lagen gesenkt auf den blassen Wangen. Ihr braunes Haar ringelte sich ungebunden um die Stirn und verhüllte dieselbe beinahe ganz.

Sie trug, wie gewöhnlich, ein weißes Mousselinkleid, dessen reiche Spitzengarnitur über die zarten Hände fiel.

Armes Weib! dachte Grauer, indem seine Augen in den feinen Zügen zu lesen versuchten, deren Geschichte er nicht kannte und die keine einzige Linie von Glück in ihrem Ausdrucke wiedergaben.

Vor seinen Gedanken stieg die Hünengestalt Lord Bristols auf, von dem der Kapitän erzählte, daß er ein seltener Mann sei.

Wie kam er, der weltmüde Einsiedler, in der einsamen Villa am Golfe Floridas zu dieser zarten Frau, die er voraussichtlich nur wenig gekannt, und deren Reize gewiß andere schon entzückt hatten?

Er war an die Barriere getreten und sah überrascht in die dunkle Glut der sterbenden Sonne, sah, wie die Feuerkugel sich langsam in das Wasser senkte und die Wellen mit strömendem Gold überflutete.

„Wie viel Schönheit liegt in einem Sonnenuntergang auf dem Meere!“

Es war eine weiche, melodische Stimme, welche die Worte gesprochen. Grauer sah sich um; er hatte es nicht bemerkt, daß Lady Bristol aufgestanden war und neben ihm über die Barriere lehnte.

Sie sah müde und leidend aus. Schnell, wie gedacht, hatte er einen Stuhl genommen und ihr gebracht.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen und diesen Anblick mit Muße genießen?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen. Aber ich möchte Sie nicht verjagen, Mr. Grauer,“ fügte sie zögernd hinzu, als er Miene machte, sie nicht weiter zu stören.

Grauer setzte sich etwas zaghaft ihr gegenüber und beide sahen schweigend in die goldenen Fluten, bis der Himmel im dunkelsten Rot glühte und dem Wasser eine purpurne Färbung verlieh.

„Wie göttlich ist doch das Meer,“ hauchten abermals ihre Lippen.

„Und wie glücklich werden Sie sein, Mylady, diesen Anblick in Ihrer Villa allabendlich genießen zu können.“

„Es ist ein Genuß, gegen den ich Gott bitten möchte, mich nicht stumpf werden zu lassen.“

Grauer sah befremdet in ihr Gesicht. War sie anderen Freuden schon abgestorben?

Er hätte um alles in der Welt gerne gewußt, was ihre Seele empfand, ob kein einziger Strahl von Glück sie in dem Gedanken belebe, nun bald den zu umarmen, der schon vor Gott und der Welt ihr Gatte war.

„Wie viele Tage, glauben Sie, werden wir noch bis St. Thomas haben?“ fragte sie nach einigen Augenblicken.

„Wenn das Glück gut ist, zwei; dann noch drei weitere Tage bis Cuba und wir sind, wenigstens vorläufig, am Ziele.“

„Also nur noch fünf Tage!“ Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Angst an, der Grauer nicht entgehen konnte.

„Ich bin Ihnen eine schlechte Reisegefährtin gewesen,“ fügte sie nach einer Weile hinzu, während sie wärmer, als es sonst ihre Art war, in sein Gesicht sah.

„Nicht so schlecht, Mylady, als daß ich es nicht bedauern würde, für immer von Ihnen zu scheiden.“

„Wie? Sie bleiben nicht in den Antillen?“

„Das liegt nicht in meinem Plane. Ich habe höchstens einen Monat in Cuba Geschäfte und kehre dann, wohl auf Nimmerwiederkehr, zurück in die Heimat.“

„Dann gehen freilich unsere Wege weit aus einander. Sie werden sich später kaum noch der Fremden erinnern, der Sie einen so großen Dienst geleistet haben und die Ihnen denselben so wenig gedankt hat."

Grauer murmelte einige Höflichkeitsworte, aber zu erwidern wußte er nichts. Es lag Wahrheit in ihren Worten — die Lady hatte ihm nie Vertrauen bewiesen.

„Ich war krank, Mr. Grauer, an Leib und Seele, aber doch möchte ich, daß Sie später freundlich meiner gedenken könnten."

„Wenn ich nicht so viel mit mir selbst beschäftigt gewesen wäre," fuhr sie nach einer Weile fort, während ihre großen Augen träumend auf den Wellen ruhten, „würde es mir deutlicher zum Bewußtsein gekommen sein, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin. Verzeihen Sie mir."

Grauer machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, aber antwortete nichts.

„Ich habe das Leben nicht gekannt," sagte sie weiter, „obgleich ich viel gereist bin. Diese Reisen haben mich aber ebenso einsam gelassen, als unser Aufenthalt in Grew-Castle. Man schloß mich von der Welt ab, da mein Vater alt und kränklich war. Er hatte seine einseitigen, eigenwilligen Ideen, die ich nicht verstehen konnte, und so ist Vieles in mir ungeweckt geblieben, wovon mir erst eine Ahnung geworden hier, unter dem freien blauen Himmel und bei dem leisen Rauschen der Meereswellen."

Sie seufzte, schwieg einige Augenblicke und fuhr dann abermals fort:

„Das Leben ist viel viel besser, als wir selbstischen Menschen es in maßloser Eigenliebe begreifen wollen. Mir ist es jetzt oft, als wäre es schon genug des Glückes, hier still zu liegen, in das Spiel der Wellen zu schauen, der Musik des Meeres zu lauschen und sich selbst zu vergessen.“

Grauer sah wehmütig in ihr Gesicht; er hätte gerne durch diese feinen, müden Züge hindurchdringen mögen bis in die Seele.

Wenn Glück Einklang mit uns selbst ist, dachte er, dann ist diese Frau nicht glücklich.

Laut aber sagte er:

„Wir sind immer glücklich, Mylady, wenn Gesellschaft und Schicksale keine Macht über uns gewinnen und wir das Leben als eine Aufgabe, die wir zu lösen haben, hinnehmen.“

„Glauben Sie?“ fragte sie gedankenlos, indem sie die Spitzen ihrer Robe mit den Fingern zerknitterte.

„Haben Sie Familie in Deutschland?“ sagte sie dann plötzlich, wie um sich aus dieser Stimmung heraus zu bringen.

„Ja, meine Mutter und zwei Schwestern.“

„Und keine Braut, an deren Besitz sich die Wünsche Ihrer Zukunft knüpfen?“

„Nein, Mylady.“

Die junge Frau sah prüfend zu ihm in die Höhe; er hatte kein Gesicht, in welchem sich eine poesievolle Ge=

schichte verriet. Ein hübscher Mann, mit regelmäßigen Zügen, aber mit dem Ausdrucke derber, deutscher Gelassenheit.

„Mein Bruder schrieb mir damals während seines Aufenthaltes in Italien viel von seinem Zusammensein mit Ihnen. Der Gute, er dachte mich mit seinen Briefen zu zerstreuen. Wie einsam ist doch seitdem das Leben in allen Beziehungen geworden!“

Valentine erhob sich und ging langsam auf dem Verdecke hin und her.

Grauer sah ihr nach.

Wußte er mehr von ihr, als vorher? Nein, er wußte nichts.

Da schritt sie hin, mit ihrer zarten Gestalt — einsam und heimatlos, das fühlte er.

Und doch ging sie einem so glänzenden Lose entgegen, in der Meinung der Welt.

Heute, gerade in dieser Stunde, waren es drei Wochen, daß er mit ihr vor dem Altare gestanden, daß sie ihre Hand — — —

Wenn es Wahrheit wäre?

Es müßte wohl ein betäubendes Glück sein, sie halten und schützen zu dürfen — — —

Er erhob sich rasch und ging mit hastigen Schritten bis zu dem hinteren Schiffsraume, wie um diesen lächerlichen Gebilden zu entfliehen, die so unbegreiflicherweise vor seiner sonst so nüchternen Phantasie aufstiegen.

Die Dämmerung, die sich nach und nach über das

Meer breitete, that ihm gut, denn sie verhüllte die Glut, die in sein Gesicht stieg.

Was hatte er anders mit Lady Bristol gemein, als daß er ihrem sterbenden Bruder versprochen, bis Cuba ihr Schützer bleiben zu wollen und sie erst dann zu verlassen, wenn er ihre Hand in die ihres Gemahles gelegt?

Viktor Grauer und Valentine Bristol!

Ein paar flüchtige Tage, die sie das Leben zusammengewürfelt — sie würden sich vergessen, wie so Vieles, was man zu halten gemeint für eine Ewigkeit. —

„Landen wir morgen in St. Thomas, Kapitän?"

„Wenn uns das Glück günstig ist — ja!"

Die „Kleopatra" erreichte wirklich am folgenden Abende St. Thomas. Sie hatte dort alte Passagiere abgesetzt und neue aufgenommen und war dann nach vierundzwanzig Stunden weiter gesegelt gen Cuba.

Grauer ging auf dem Verdecke auf und ab und besah sich die neuen Passagiere, die ein durchaus anderes Gepräge trugen, als diejenigen, welche sich in England eingeschifft hatten.

Zwischen den Spaniern, Kreolen und Mulatten fiel ihm ein feines, von blondem Vollbart umrahmtes Gesicht auf, dessen Träger auf einer versteckten Lattenbank saß und zeichnete. Er mochte ein Mann von einigen dreißig Jahren sein und der Nationalität nach entweder Deutscher

oder Engländer. Sein Gesicht war, obgleich sonngebräunt, von seltener Schönheit, mit einem Ausdrucke weltverachtender Kühnheit, der zu der Athletengestalt paßte, die, trotzdem er saß, auffallen mußte.

Der Mann erregte seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade und sein Blick verfolgte ihn, so oft es die Gelegenheit bot. Wäre derselbe nicht so in seiner Arbeit vertieft gewesen, Grauer hätte es sicher nicht unterlassen, eine Unterhaltung mit ihm anzubahnen. Er hatte seinetwegen selbst Lady Bristol vergessen, die er heute nur flüchtig auf dem Decke bemerkt hatte.

Bei Tisch fehlte sie und als sich Grauer wegen ihres Nichterscheinens beim Stewart erkundigte, meinte dieser, daß sie nicht wohl sei, denn er habe den Arzt aus ihrer Kajüte kommen sehen.

Wie sollte er sich das zusammenreimen? Konnte sie wirklich so plötzlich krank geworden sein?

Es wäre das für ihn keine kleine Sorge gewesen. Eine quälende Angst kam über ihn; er wollte sie so gerne Lord Bristol gesund zuführen — und sie war so zart und zerbrechlich.

Indessen sollte ihm bald Gewißheit werden, denn gleich nach der Siesta kam ihr Mädchen und bat Mr. Grauer im Namen der Lady, sich zu ihr in die Kajüte zu bemühen, da ihn dieselbe zu sprechen wünsche.

Grauer hätte gewiß niemals gewagt, die Kabine der Dame ohne ihre Auffoderung zu betreten. Es mußten wohl ganz besondere Dinge sein, die sie ihm mitzuteilen hatte.

Lady Bristol besaß die größte Kajüte, welche die „Kleopatra“ aufwies, und man hatte ihr dieselbe mit aller Bequemlichkeit ausgestattet, die Raum und Verhältnisse zuließen.

Beim Eintreten fiel das Auge zuerst auf einen eleganten Toilettentisch, welcher die hintere freie Wand einnahm. Links stand das mit einer persischen Decke behangene Bett und rechts von der Thüre befand sich ein langes schwarzes Sofa, von welchem sich die Lady erhob, als Grauer jetzt über die Schwelle trat.

Sie reichte ihm ihre Hand und war in einer Aufregung, die sie ihm in dieser Stunde weder verbergen wollte, noch konnte.

„Sehen Sie mich an, Mr. Grauer,“ sagte sie, „ich bin wie ein gefangener Vogel, der mit den Fittigen gegen den Käfig schlägt und sich unaufhörlich verwundet. O, ich habe mich nie mehr nach dem Meere und dem Himmel gesehnt, als heute.“

„Soll ich Sie nicht hinaufführen, Mylady?“ fragte er verlegen, nicht wissend, was er aus ihrem Betragen machen solle.

Sie wehrte mit der Hand und bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Sie selbst ging, ehe sie sich setzte, zum Toilettentisch und netzte sich Augen und Schläfe mit Wasser.

„Wollen Sie heute einmal die Stelle meines Bruders vertreten?“ fragte sie dann, während sie bittend, wie ein Kind, in seine Augen sah, „und wollen eine Geschichte mit anhören, die ich Ihnen beichten muß, damit Sie mir raten und helfen können?“

Grauer war so verwirrt, daß er vergaß, ihr Antwort zu geben.

Valentine sah ihn einen Augenblick ratlos an, dann fragte sie, offenbar von einer Stimmung in die andere getrieben: „Haben Sie jemals in Ihrem Leben geliebt, Mr. Grauer?"

Grauer blieb abermals stumm und sah verständnislos auf die schöne Frau neben ihm, die ihre schmale bebende Hand auf seinen Arm gelegt.

„Ich frage nicht aus Neugier, gewiß nicht," fuhr sie traurig fort, „sondern nur deshalb, weil sie dann mein armes Herz besser verstehen würden, welches jahrelang sein bestes Fühlen und Denken so schrankenlos einem Einzigen zugewandt. Vielleicht wäre es mir dann leichter geworden, Ihnen die Bekenntnisse zu machen .... Aber wer nie diese Kämpfe, die bitteren Thränen gekannt, die sich im Herzen versteinern müssen, bis sie nach und nach anfangen, uns zu würgen, der hat keinen Begriff — —"

Sie vollendete den Satz nicht. Ein tiefer Seufzer, der fast einem Stöhnen glich, hob ihre Brust. Grauer mußte sich erst fassen, ehe er Worte fand. Von dieser Seite hatte er Lady Bristol nie gekannt; er hatte keine Ahnung davon gehabt, welche Leidenschaft ihre reservierte Ruhe verberge, die ihn, seitdem er sie kannte, geärgert und beleidigt hatte.

Das einfache, stille Mädchenbild, welches sich bei ihrer Frage, ob er nie geliebt, in seiner Erinnerung regen wollte, und welches ihn, wie ein verblaßter Traum durch das Leben

begleitet, vermischte sich mit den leidenschaftlichen, erregten Zügen der jungen Frau, aber er hatte nicht den Mut einer so tiefen Liebe gegenüber, seiner eigenen, fast vergessenen Empfindungen zu gedenken.

„Einerlei, ob Sie die Tiefe meiner Leiden ganz verstehen oder nicht, Mr. Grauer," fuhr Lady Bristol nach einer Weile fort, „Sie haben sich einmal gütig meiner angenommen und jetzt hören Sie mich und helfen Sie mir, denn ich bin nahe daran, mich selbst zu verlieren."

Sie ging mehrere Male hastig, in Erinnerungen verloren, in der Kajüte hin und her, als suche sie nach einer Form, die Bilder zu gestalten, die in Glück und Schmerz sich in ihr regten. Sie hatte ja so lange nicht mehr daran gerührt. Jetzt wurde sie sich von Neuem bewußt, daß alles das, was sie so tief da innen begraben hatte, doch niemals gestorben war.

Als sie sich wieder neben Grauer niederließ, schwammen ihre Augen in Thränen.

„Darf ich weit ausholen, Mr. Grauer," fragte sie sanft, „zurückgehen bis zu einer glücklichen Stunde in Irland?"

„Sprechen Sie unbekümmert, Mylady," sagte Grauer, von tiefster Teilnahme ergriffen, auf ihre zitternden Hände sehend, die sie gefaltet in ihrem Schoße hielt. Es war ihm, als schlössen sich mit ihren Worten versteckte Tiefen seiner eigenen Seele auf, die sein arbeitsreiches, einfaches Leben ihm bis jetzt nicht zum Bewußtsein gebracht hatte, und er befand sich in fast andächtiger Stimmung, als Valentine begann:

„Ja, in Irland. Es ist schon lange her, Mr. Grauer — lange. Ich befand mich mit meinem Vater auf einer Reise und wir durchstreiften die sagenhafte Schönheit der Grafschaft Wicklow. Ich hatte nicht lange vorher die Schulräume verlassen und doch übertrafen diese romantischen Berge und Thäler alle geträumten Mädchenillusionen.

An einem sonnigen Nachmittage, mein Vater interessierte sich für die Familienchroniken jener Gegend, waren wir ein Gehölz hinaufgeklettert, von dessen Gipfel man die Aussicht auf die berühmten sieben Kirchen hat, die, wie die Sage berichtet, der hl. Karin bauen ließ. Gerade auf diesen Platz war er geflüchtet, um Herr einer Leidenschaft zu werden, die er für ein schönes Mädchen, mit Namen Kathleen, empfand. Ich hatte mich allein auf einem Felsen niedergelassen und dachte über die Geschichte nach, die ich nicht verstehen konnte, als mein Vater in Begleitung eines jungen Offiziers zurückkam und mir denselben als Mr. Manfred Owen vorstellte.

Wir haben wohl damals, fuhr Valentine tief aufseufzend fort, in jener von Poesie erfüllten Stunde, gegenseitig einen tiefen Eindruck auf einander gemacht, denn wir verstanden uns bald und in meinem Herzen regte sich ein wärmeres Gefühl für ihn, als ich es jemals für einen anderen Menschen empfunden hatte.

Mein Vater kletterte von Hügel zu Hügel und kratzte mit seinem Stocke das Moos von den Steinen, an welchen er Namen zu entziffern versuchte, die da hineingegraben waren. Sein Begleiter setzte sich indessen zu mir und

erzählte, wie er dort unten meinen Vater getroffen habe und da er selbst kein Fremder in dieser Gegend sei, sich ihm als Führer angeboten.

Und dann schwieg er, und wir senkten unsere Blicke in den stillen See zu unseren Füßen, über den die untergehende Sonne ihre malerischen Farben ergoß.

„Das ist der See, in welchem Karin in jener Nacht sein Ende fand,“ unterbrach Manfred Owen unser Schweigen, indem er sich erhob und zu dem Felsen in die Höhe klomm. „Einige wollen behaupten, die Erscheinung Kathleens sei nur eine Vision gewesen, andere dagegen sagen, sie habe ihn in Wahrheit dort hin verfolgt.“ — Sonderbar, Mr. Grauer, ich hatte bis dahin die Liebe der beiden nicht begriffen — jetzt lauschte ich seiner Stimme — und verstand sie.

„Acht Tage später,“ fuhr Valentine fort, während sie ihre Hand über die Augen legte, die in eigentümlichem Glanze leuchteten, „haben wir dort an derselben Stelle unsere Liebe getauscht. Angesichts der Titanenfelsen hielt mich Manfred an seinem Herzen. Mein Glück war in diesem Augenblicke so groß, daß ich später oft noch seinen Arm zu fühlen glaubte, der mich umschlungen hielt, und mich dieselbe heilige Empfindung durchströmte, als in jener Stunde.“

Grauer wußte nichts zu erwidern. Diese Frau, die heute noch weltvergessen von ihrer Liebe träumte, sollte er, noch ehe drei Tage vergingen, in die Arme eines andern legen.

„Ich wollte, es läge in meiner Macht, Sie glücklich zu machen, Mylady," er brachte nichts, als diese banalen Worte über seine Lippen.

Sie schüttelte traurig den Kopf, schluckte die Thränen energisch herunter, die aufsteigen wollten und fuhr fort:

„Man hat mir diese Liebe, an die ich jahrelang mit Inbrunst geglaubt, zu einer Quelle bitteren Leids gemacht. Als ich nach meiner Rückkehr die erste stille Abendstunde benutzte, um meiner Mutter, die damals schon leidend war, von meinem Glücke zu reden, erklärte sie mir, daß aus dieser Heirat nie etwas werden könne, da Manfred mir nicht ebenbürtig sei. Die Nacht, die diesem Abende folgte, war bitter und thränenreich. Es war mir, als ob eine eiskalte Hand auf meinem Herzen läge, unter deren Schauer alle Blüten erstarrten. Als ich am andern Morgen in das Zimmer meiner Mutter treten wollte, fest entschlossen, noch einmal alles zu versuchen, sie unserer Liebe geneigt zu machen, kam mir ihr Mädchen entgegen und sagte, daß Mylady eine sehr schlechte Nacht gehabt und der Arzt erklärt habe, eine einzige Unvorsichtigkeit könne sie töten. Ich ging zurück in mein Zimmer und schrieb einen langen Brief an Manfred. Mein Herz sagte mir, daß es nicht von ihm lassen könne. Ich flehte ihn an, über unsere Liebe zu schweigen, bis Mama ganz gesund sein würde, nie zu versuchen, mich zu sehen, aber an meine Liebe zu glauben. Ich gab ihm eine Adresse an, unter welcher ich seine Briefe allwöchent-

lich empfangen wollte und fügte eine Locke meines Haares bei, als sichtbares Zeichen unwandelbarer Treue."

Valentine schwieg einen Augenblick, horchte mit ängstlicher Geberde nach den Stimmen im nahen Salon, preßte dann ihre Hand fest auf ihr Herz und sprach weiter:

„Nach einem Jahre fortwährenden Siechtums starb meine Mutter. Der Name Manfred Owen war nie mehr zwischen uns genannt worden und er selbst hatte treulich gehalten, was ich von ihm erbeten. Wir hatten uns nicht wiedergesehen. Er war damals gerade auf einer Reise nach Indien und mein Herz schlug dem Augenblicke des Wiedersehens mit einer Sehnsucht entgegen, in welcher alle die Liebe lag, die ich in meiner Umgebung entbehren mußte. Seine Rückkehr verzögerte sich und an Anspiespielungen meines Bruders, der sich damals zu seiner Reise nach Italien rüstete, bemerkte ich, daß er um unsere Liebe wußte, aber nicht daran glaubte.

Endlich nach abermals vier qualvollen Monaten brachte mir der Diener Manfreds Karte.

Fest, als wolle er mich nie mehr lassen, hielt er mich an seinem Herzen. Diesmal gelobte ich ihm, sein Weib werden zu wollen, wie sich auch die Verhältnisse gestalten mochten, mit oder ohne die Einwilligung meines Vaters, arm oder reich! Nie vergesse ich das Glück, welches über seinen Zügen lag, als er meinen Kopf von seiner Brust hob und mir dankerfüllt die Thränen von den Augen küßte. Von dieser Stunde habe ich gelebt, Mr. Grauer, als ich später alles zu Grabe tragen mußte."

Grauer nahm, von Teilnahme ergriffen, die Hand der Lady in die seine. Sie weinte still und erst nach geraumer Zeit fuhr sie fort:

„Am folgenden Tage ging Manfred zu meinem Vater und warb um meine Hand. Er konnte nichts in die Wagschale werfen, als seine Offiziersehre, ein anständiges Auskommen und unsere Liebe. Ich ging in der Stunde, als ich seinen Schritt über mir in meines Vaters Zimmer hörte, mit gefaltenen Händen auf und ab und betete laut. Ich wußte, wie das Wort meines Vaters auch lauten mochte, daß ich die Seine wurde, aber mir bangte, es zu werden, ohne des Vaters Segen. Dann hörte ich den schweren, langsamen Schritt Manfreds, wie er herunter kam und das Haus verließ, ohne mich vorher zu begrüßen. Es war mir, als keilten sich seine Tritte in meine Brust, und ich fühlte, wie mich ein dumpfer Schmerz betäubte. Ich sank auf den Divan und weinte bitterlich. Ein Etwas regte sich in mir, ein neues, herbes Gefühl, welches ich bis jetzt nicht gekannt — unkindlicher Argwohn gegen meinen Vater.

Oben hörte ich seinen gleichmäßigen Schritt, gleichgültig, ob er mit ihm auf mein Herz trat; ich hörte später den Wagen vorfahren, welchen er bestieg, um Gott weiß wohin zu fahren — unbekümmert, ob er über mein Glück rollte.

Was war ich ihm und was war er mir bis jetzt gewesen?

Mit erschreckender Klarheit sah ich plötzlich die Verhältnisse, an denen ich so lange blind vorübergegangen war,

ich erkannte die Quelle so mancher, unbegreiflicher Handlungen in dem maßlosen Hochmut und Familiendünkel meines Vaters. Seine artige, sorgsame Zuvorkommenheit gegen mich war nicht aus dem Urquell reiner Liebe entsprungen, sondern ich war nur das Mittel, welches er brauchte, um seinen Zweck zu erreichen. Mit einer reichen Heirat sollte ich den Verfall seines Hauses verhindern. Man wollte mich verkaufen!

In diesen Stunden, Mr. Grauer, bin ich um Jahre gereift. Ich zog alles in Erwägung. Wen machte ich glücklich, wenn ich den Willen meines Vaters vollzog? Er selbst, er konnte die Freuden des Reichtums nicht mehr genießen, er war — er hatte sich spät verheiratet — dem Greisenalter nahe; mein Bruder, das wußte ich gewiß, würde das Opfer nicht annehmen. Und ich selbst? Ich fragte nichts nach dem kalten Reichtume des Hauses, in welchem ich aufgewachsen war und in dem ich nie ein reines, ungetrübtes Glück gesehen und genossen hatte. Meiner Mutter Familie trug einen vornehmen Namen, hatte er meinen Vater glücklich gemacht? Hatte ich nur ein einzigesmal einen warmen Hauch jenes zusammengehörigen Familienglückes gesehen und empfunden, wie es in so großem Maße bei unserem Kastellan und den Seinen vorhanden war? Nein, nie! Nie war ich, wie andere Kinder, mir des Glückes bewußt geworden, welches das Leben im Kreise der Familie giebt.

Ich bin innerlich zu allen Zeiten allein gewesen, denn selbst meine Mutter hatte nie das Bedürfnis nach glück-

lichem Zusammensein und seelischem Verständnis. Sie war von Besuch zu Besuch gefahren, hatte sich um Mode und Toilette gekümmert und nichts nach meiner Kinderwelt gefragt. Erst als ich heranwuchs und meine hübsche äußere Erscheinung eine neue Quelle für ihre Eitelkeit wurde, fing sie an, mich zu beachten.

Nicht ein einzigesmal hatte ihr Auge in wirklicher Besorgnis um meines Herzens Glück auf mir geruht, nachdem ich ihr gesagt, wie sehr ich Manfred liebe; nicht ein einzigesmal, angesichts des nahen Todes, mich an ihre Brust gezogen und ein tröstendes, warmes Wort gehabt für meinen Schmerz. Und doch hatten sich meine Tage freudlos und leer abgesponnen, ohne zu wissen, was ich entbehrte, bis ich ihn fand, bis sich mir mit seiner Liebe eine Welt aufthat, die ich fest entschlossen war, nicht mehr zu lassen.

Als mich daher mein Vater auffordern ließ, zu ihm in sein Zimmer zu kommen, schritt ich mit dem festen Willen über die Schwelle, kein Haarbreit von dem abzuweichen, was ich für Recht und Pflicht gegen Manfred und mich erkannte.

Ich weiß die Worte nicht mehr, mit welchen er mir erklärte, daß Manfred Owen nie mein Gatte werden könne, da er nicht die gesellschaftliche Stelle einnehme, die seiner Tochter gebühre. Außerdem habe er durch unglückliche Anlage der Papiere und viele notgedrungene Ausgaben unsere Güter belasten müssen und er würde, falls ich nicht in eine reiche Heirat willige, die sich mir böte, den größten

Teil der Ländereien verkaufen müssen. Das hieße mit anderen Worten, er würde den übertriebenen Luxus aufgeben müssen, der in unserem Hause herrschte und der dort nichts als eine starre Kälte verbreitet hatte.

Eine grenzenlose Bitterkeit über solchen fühllosen Egoismus kam über mich, ich fühlte aber auch, wie bei jedem seiner Worte mein Haupt sich stolzer hob, im Bewußtsein von Manfreds Liebe, die mich entschädigen würde für all den hohlen Flitter eines elenden Familienhochmutes.

Ich ließ meinen Vater ausreden und unterbrach ihn mit keinem einzigen Worte. Als er geendet hatte, sah er mich triumphierend an, denn er deutete mein Schweigen zu seinen Gunsten, streckte mir seine Hand entgegen und sagte milde:

„So ist es recht, Valentine, diese Thorheit wirst du überwinden und dann — — —"

Er vollendete den Satz nicht, denn ich war einen Schritt zurück gewichen und verbarg meine Hände krampfhaft in den Falten meines Kleides.

„Deine Gründe überzeugen mich nicht," sagte ich dann so laut und fest, wie mein Vater es von mir nicht gewohnt war, und ich sah, wie jetzt er es war, der zurück wich und starr in mein Gesicht blickte.

„Deine Gründe überzeugen mich nicht," wiederholte ich noch bestimmter als das erstemal, „ich bin alt genug, die Verhältnisse zu erwägen und dann zu thun, was ich für recht erachte.

Ich liebe Mr. Owen, er hat mich zum Weibe begehrt, ich habe ihm mein Wort gegeben und bitte jetzt um deinen Segen. Reichtum und Glanz verachte ich, für mich giebt es nur ein stilles Glück im Kreise der Familie, an der Seite eines Mannes, den ich achten und lieben kann. Bedenke das, lieber Vater, laß mich den Weg gehen, den mein Herz bedarf — und segne mich."

Als ich geendet und in meines Vaters Gesicht sah, fuhr trotz meiner Willenskraft ein Zittern durch meine Glieder. Er wollte sprechen, aber im ersten Augenblicke verhinderte ihn die Wut daran. Er hatte das nicht erwartet. Angesichts der Leiden meiner Mutter hatte ich mich gehorsam gefügt und er seinerseits angenommen, daß es für ihn jetzt eine Kleinigkeit sein werde, mich in seinen Willen zu zwingen. Und nun trat ich ihm mit einem Mute, einer Entschlossenheit entgegen, die er mir nicht zugetraut hatte. Er maß mich mit verächtlichen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle und sagte dann in ironischem Tone, der am allerwenigsten eine Saite in meinem Herzen treffen konnte:

„Eine schöne Dame, wahrlich eine schöne Dame, meine Tochter! Welche Luft hast du eingeatmet, Valentine, daß du dich in spießbürgerlichen Träumen von Liebe und Familienglück wiegst? Verrottete Ideen, welche die Aristokratie längst über Bord geworfen, die einzige, elende Prahlerei des Proleten, der sonst nichts sein eigen nennt. Weißt du nicht, daß, wer in unseren Kreisen geboren, auch heilige Pflichten gegen dieselben zu erfüllen hat? Wahrlich, deine

Liebe wird sich schön ausnehmen in dem geschmacklosen Rahmen langweiliger Häuslichkeit. Wenn aber schlechte Romane deine Denkungsweise in falsche Bahnen gelenkt, so ist es meine, deines Vaters Pflicht, — verstehst du mich? -- dich zu führen, bis du wieder auf dem rechten Wege bist. Und so sage ich dir denn," donnerte er mir entgegen, indem er bis dicht an mich herantrat, „aus deiner Heirat mit diesem Menschen wird nichts." Und dann verließ er das Zimmer und ließ mich sprachlos allein.

Da stand ich denn, inmitten der weiten, großen Welt, ratlos und verlassen! Mir gegenüber an der Wand hingen, vom letzten Sonnenstrahle vergoldet, die lebensgroßen Bilder meiner Eltern und sahen aus ihren kostbaren Rahmen gleichgültig auf mich hernieder. Ich hatte keine Erinnerung, soweit ich auch zurückdenken mochte, an eine einzige glückliche Stunde, wo meiner Mutter Liebe mit sonniger Wärme mich unmittelbar erquickt hätte -- und doch trat ich dicht an ihr Bild heran, beugte meine Kniee und flehte um ihren Segen. Dort oben vom Himmel hernieder sah sie vielleicht in ihres Kindes Herz und verstand es. Was hatte ihr denn dieser Luxus für Glück gegeben, während sie noch durch diese kalten Räume schritt? Hatte ihr Herz denn jemals die überströmende Wonne empfunden, wie sie mich beseligte, seit ich mir Manfreds Liebe bewußt war? Ich konnte nicht anders, die Würfel waren gefallen.

Als ich mich erhob, fühlte ich mich gestärkt und breitete meine Arme sehnsüchtiger als je nach seiner Liebe.

Von nun an wurde mein Leben, meinem Vater gegenüber, eine Lüge. Ich traf Manfred im Hause meiner alten Wärterin und wir machten Pläne und Vorbereitungen zu unserer Flucht und heimlichen Vermählung.

So verging der Winter. An einem schönen Maienabende wollten wir, unserer Verabredung gemäß, in ein nicht zu entferntes Dorf fahren, in welchem ein Pfarrer wohnte, der Manfred befreundet war. Dort sollten wir getraut werden, um alsdann noch am gleichen Abende zur Reise nach Indien aufzubrechen, wo Manfred in Diensten stand."

Valentine hielt inne und drückte ihr Taschentuch, welches sie krampfhaft zwischen den Fingern gehalten, gegen ihre brennenden Augen. Dann ging sie einigemale heftig in der schwankenden Kajüte auf und ab und fuhr erregter als zuvor fort:

„Was jetzt kommt, Mr. Grauer, ist mir ein ewiges Rätsel geblieben. Zum erstenmale verstand ich nicht Manfreds Handlungsweise und weiß bis heute noch nicht, ob er recht oder unrecht that. Anfänglich erschien mir sein Thun recht und er kam mir so viel größer vor, als ich es selbst war, aber später, als in einsamem Schmerze nach und nach Freudigkeit, Energie und Lebenskraft in mir zu Grunde gingen, da wurde ich mir bewußt, daß sein Handeln doch wohl eine Sünde gegen uns selbst gewesen und daß wir nicht die Seele zerstören sollen, die sich uns gegeben hat.

Am Tage vor unserer beabsichtigten Flucht erhielt ich einen Brief von ihm, in welchem er mir schrieb: „daß eine

Ehe ohne Elternsegen dennoch einem zartbesaiteten Gemüt, wie dem meinen, keinen Frieden geben könne und er möge das Opfer nicht von mir annehmen. Mit brechendem Herzen scheide er daher von mir für dieses Leben — und sein Segen sei sein letzter Gruß."

Grauer sah ungläubig in das Gesicht der erregten, jungen Frau. Dieses Ende hatte er nicht erwartet.

„Und das war alles?" fragte er fast tonlos, „alles? Zu dieser schauerlichen Überzeugung kam er, nachdem er Ihr Herz an sich genommen und Sie dem Boden entrissen, in welchem Sie nun doch nie mehr gedeihen konnten? Sind Sie überzeugt, Mylady, daß er diese Worte mit eigener Hand geschrieben hatte?"

„Mit eigener Hand. Es war seine Schrift, sein Papier, sein Siegel. Aber trotz allem zweifelte auch ich. Ich schrieb daher an seine gewohnte Adresse, aber erhielt keine Antwort. Ich suchte meine Wärterin auf; sie war erstaunt, mich zu sehen, denn sie glaubte mich schon abgereist.

Ich erkundigte mich nach den Offizieren des Schiffes und Manfred war wirklich auf dem Wege nach Indien. Aber so sehr liebte und verehrte ich ihn, daß trotz aller Widersprüche, die mich seiner Handlung wegen quälten, ich mir doch immer wieder sagte, daß er ein Held an Tugend und Stärke sei. Nach und nach machte mich das Leiden stumpf und elend und ich lag nur noch mechanisch den Pflichten ob, die mir auf Erden zu thun übrig blieben.

Mein Vater wurde weicher und gütiger gegen mich

und wenn er auch keine wahre Liebe für mich empfand, so erbarmte ihn doch mein sichtliches Leiden und der gänzliche Verfall von Jugend und Schönheit.

Bald nachher wurde er krank und ich raffte mich auf, ihn zu pflegen. Drei Jahre lang dauerte sein Leiden, dann starb er."

„Und Ihr Verlobter, was wurde mit ihm?" fragte Grauer.

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen, bis — —"

„Bis? — Um Gotteswillen, es wird Ihnen elend, Mylady, die Erinnerung hat Sie angegriffen." Grauer hielt die Wankende mit seinen Armen umfaßt.

„Bis" — sagte Valentine tonlos, indem sie sich gegen die Kissen des Sofas lehnte, — „bis heute. Manfred ist an Bord und ich wollte Sie bitten, mich zu schützen — vor mir selbst — denn ich darf ihn nicht sehen — nie mehr in diesem Leben."

Und sie legte ihre zitternden Hände vor das Gesicht, als gäbe es eine Möglichkeit, das Bild zu bannen, welches sich so unvergessen in ihrem Herzen regte.

Grauer wußte jetzt, wer Manfred Owen war, er vergegenwärtigte sich die Athletengestalt, die ihm auf dem Verdecke aufgefallen, und dann blickte er teilnahmsvoll auf das bleiche Weib. Er begriff, wie schwer es sein mochte, ihn zu vergessen!

„Und was gedenken Sie zu thun, Mylady?" fragte er, sich erhebend als er bemerkte, wie sehr die Dame der Ruhe bedürfe.

„In der Kajüte zu bleiben bis Cuba, damit wir uns nicht begegnen,“ sagte sie dumpf.

„Das geht nicht, Mylady, Sie würden krank werden, und ich könnte diese Verantwortung nicht auf mich nehmen.“

„So werde ich im Saale promenieren, sobald er auf dem Verdecke ist; auch bleiben mir ja die Abende.“

„Und dann, wenn wir uns ausschiffen, und der Zufall Sie mit ihm zusammenführt?“

„Dann sei mir Gott gnädig.“

Grauer stand einige Augenblicke in der Thüre und sah gequält auf die arme Frau. Auch sein Gesicht war bleich geworden. Er ging zurück, ergriff die Hand Valentinens und neigte seine Lippen darauf.

Es lag darin das Versprechen, ihr beistehen zu wollen, soweit es in seiner Macht lag.

Als er die Kajüte verlassen hatte, war es schon spät und er ging hinauf auf das Deck, um Stirn und Schläfe zu kühlen, gegen die sein Blut ungestüm hämmerte. Es stand fest in ihm, er wollte den Mann kennen lernen, der so von dieser Frau geliebt wurde und dem es eine Möglichkeit gewesen, sie zu verlassen. — — —

Die Passagiere hatten sich in die unteren Räume zurückgezogen und oben blieb alles still.

Die Nacht war dunkel, das Meer rauschte und graue Wolken jagten sich am Horizont. Zuweilen wurden einzelne Sterne sichtbar, aber sie verschwanden wieder hinter dem grauen Dunst der sich mehr und mehr über das Wasser legte. Grauer bog sich über die Barriere und folgte

mit den Augen dem Laufe der Wellen, die sich geräuschvoll über einander warfen.

In seiner Seele stiegen die Bilder auf, welche Lady Bristol heute vor ihm entrollt hatte, Bilder, die ihn quälten und zu welchen die immer lauter tosenden Wogen eine traurige Begleitung gaben.

Zuweilen spritzte der weiße Gischt bis hinauf in sein Gesicht und kühlte erquickend seine heiße Stirne.

Ach, alle die schönen, lächelnden Mädchengestalten, die je seinen Lebensweg berührt, mit denen er so gerne gescherzt und geplaudert, sie alle hatten nicht vermocht, sein ganzes Denken so zu bannen, wie die Thränen dieser Frau.

Warum gerade sie so elend? Ist das die große Lebenstragödie, der nur wenige gewürdigt werden? Ist die Masse zu seichten Herzens, zu beschränkten Geistes, daß sie, nichts glaubend, nichts liebend, nichts erstrebend ihre Tage abwickelt und von den großen Leidenschaften nicht behelligt wird?

Ist es erst, nachdem wir alles hingegeben, daß wir uns von unserem Selbst befreien und das traurige Geheimnis des Lebens verstehen lernen?

Es dünkte ihm, als sei er schon allein durch den Besitz ihres Vertrauens ein anderer, größerer Mensch geworden. Er konnte nichts denken als sie. Aber — ihm unbegreiflich — es war nicht das abgehärmte Weib, sondern das schöne Mädchen, sie die auf dem zackigen Felsen in Irland, angesichts des Sees am Herzen ihres Verlobten lag. Und dennoch, trotz allem, erschien er der ihrer allein Würdige.

Und er selbst, Viktor Grauer? — der bisher so nüchtern durch das Leben gegangen war? Er kam sich vor wie Karin, der vor dem Weibe fliehen mußte, auf das er kein Anrecht hatte und die zu vergessen wohl nicht anders möglich war, als bis auch über ihn die schwarzen Fluten dort zusammenschlugen und ihn kühl und still in ihren Grund betteten.

Er hatte so lebhaft gedacht, daß ihn der Tritt erschreckte, der hinter ihm hörbar wurde; fast fürchtete er, sich verraten zu haben.

Der Tritt kam näher und die hohe Gestalt des Mannes, den seine Gedanken nicht mehr von Lady Bristol trennen konnten, stand neben ihm. Grauer trat zur Seite, er mußte seine Bekanntschaft machen und sei es auch in so später Stunde. Er wollte erforschen, ob es ein Unwürdiger war, an den das arme Weib so viele Liebe verschwendet hatte.

„Sie scheinen die Nacht auf dem Meere zu lieben?“ begann Grauer, als er bemerkte, daß auch Manfred Owen ihn betrachtete.

„Weniger die Nacht, als die Wolken, die sich da aufbäumen und drohend über dem Wasser hängen. Es liegt eine großartige Gewalt in dem Sturme, wenn er so unbekümmert durch die Lüfte peitscht und jahrelanges Menschenwerk wie Spielzeug über die Wellen schleudert.“

„Ich habe bis jetzt nur die sanften Seiten des Meeres kennen gelernt,“ sagte Grauer, während er dicht neben den Stuhl trat, auf welchem sich Owen niederge-

lassen, „aber ich kann mir denken, wie großartig schön es auch im Zorn und in der Leidenschaft sein muß. Glauben Sie, daß wir Sturm bekommen werden?"

„Nein," war die Antwort, indem Owen einen prüfenden Blick über die Wolken gleiten ließ, „keinen eigentlichen Sturm — vor dem uns Gott schützen möge — aber doch immerhin starken Wind, der den Passagieren leicht die Nachtruhe rauben könnte. Sie haben voraussichtlich keine Familie an Bord?"

„Nein, nur eine befreundete Dame, und Sie?"

„Ich?" fragte Owen gedehnt, „ich habe keine Familie, meine Heimat ist das Meer. Wenn es tobt und wettert, die Wogen mich mit ihrem schäumenden Gischte kühlen, wenn der Sturm durch die Wolken fährt und sie mit lächerlicher Willkür zusammenballt, wird es stiller in mir und es kommt jenes verächtliche Gefühl über mich, welches ich brauche, weil es mir sagt, daß selbst unsere Leidenschaften nur stümperhaft sind im Vergleiche mit der Natur."

„Wir sind nicht groß genug, um glücklich zu sein," sagte er mehr zu sich selbst als zu Grauer, „tausend Rücksichten heften sich an unsere Sohlen, elende kleinliche Bedenken reißen unsere Seelen in den Staub."

„Allein zu sein, dazu ist leider der Mensch nicht geschaffen," fuhr er bitterer fort, „aber wo wäre das Weib, das nicht erlahmen würde, wenn der Schwung, den sie zu nehmen hätte, nur ein paar Fuß über die breitgetretene Alltäglichkeit ginge?"

Grauer sah befremdet in das finstere Gesicht an seiner Seite.

Paßten die Worte, die er da ausgesprochen, zu der edlen Leidenschaft Valentinens und zu seinem eigenen Handeln? Am Ende hatte sie sich doch wohl geirrt, und der Mann, der da so bitter in die tobenden Fluten sah, war nicht der, den Valentine geliebt.

Indessen fing der Wind an, stärker zu heulen, die schon gelöschten Lichter im unteren Raume wurden wieder angezündet und die Luken fest verrammelt. Hie und da sah man eine Gestalt, im Regenmantel gehüllt, scheu auf dem Verdecke erscheinen und wieder verschwinden.

Grauer stand noch immer neben dem Fremden, der trotz dem feinen Sprühregen, den die aufgewühlten Wellen in sein Gesicht spritzten, keine Miene machte, unter dem Zelte Schutz zu suchen. Sein aufgeregtes Innere mochte wohl einen Einklang suchen mit der fessellos stürmenden Natur.

Er hatte sich erhoben. Seine große, kräftige Gestalt, um die er jetzt fest seinen Mantel gezogen, war wie geschaffen für den dunkeln, gewaltigen Rahmen dieser Nacht.

Grauer zog es eigentümlich hin zu dem Manne, der ihm in seiner eigensinnigen Kraft imponierte, die dennoch absonderliche Schicksale, welcher Art sie auch waren, in ihm gereift haben mußten.

Er konnte nicht widerstehen, er wollte Gewißheit haben und die Gelegenheit fand sich vielleicht nie wieder. Warum sollte sich Valentine nutzlos quälen?

Es giebt ja im Leben merkwürdige Ähnlichkeiten, auch sie konnte sich getäuscht haben.

Fast zaghaft berührte er mit seiner Hand den Arm des Fremden und fragte:

„Haben Sie je in Ihrem Leben den Namen Valentine Mayton nennen hören?“

Der Fremde trat, wie vom Blitze getroffen, einen Schritt zurück; seine Augen nahmen in dem Halbdunkel der Nacht einen eigentümlichen, fast dämonischen Glanz an, und wenn er auch seine zusammengepreßten Lippen nie mehr geöffnet haben würde, so hätte Grauer doch gewußt, daß er Manfred Owen gegenüber stehe.

„Warum mir den Namen, jetzt, in dieser Stunde?“ entgegnete er. „Wenn ich ihn je gehört, so habe ich danach gestrebt, ihn zu vergessen und ich möchte die Erinnerung daran in die Wogen dort unten versenken können, damit sie aufhöre, mich zu quälen. Was Sie auch von Valentine Mayton wissen mögen, Sir, sie ist ein Weib wie die anderen auch — und wenn es eine Zeit gab, in welcher ich an die Kraft ihres Wollens glaubte, so ist die lange dahin. Doch, was wollen Sie, vielleicht ist diese Schwäche gerade — — —“

Manfred Owen konnte den Satz nicht vollenden, eine schlanke Gestalt, wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich vor ihm, zwei zarte Hände krallten sich um seinen Arm und eine von Zorn und Entrüstung bebende Stimme fragte gebietend:

„Manfred Owen, wer hat zuerst den Schwur der Treue gebrochen, Du oder ich?“

Grauer war, entsetzt ob dieses Anblickes, zurück gewichen, sein Herz hörte auf zu schlagen. Valentine, die zarte, gebrechliche Gestalt, stand im lichten Spitzenkleide, wie eine Rachegöttin, mit fliegendem Haare, vor der finsteren Riesengestalt Manfred Owens und ihre sonst so müden Züge zuckten und vibrierten im Schmerze der Leidenschaft.

Grauer hatte das Gefühl, als müsse er seinen Arm schützend um ihren Leib legen und sie fort tragen, fest an seine Brust gebettet, fort aus der Nähe des Mannes, der diesen Schmerzensblick ertragen konnte, ohne zu ihren Füßen zu sinken und Abbitte zu thun für allen Jammer, den er ihr bereitet hatte. —

Doch Manfred Owen sah, wie versteinert, in ihr Gesicht. Ein furchtbarer Kampf hob einen Augenblick seine Brust, dann aber sagte er, ihre Hand von seinem Arme schleudernd, mit gepreßter Stimme:

„Du Valentine — Du! —

Als ich in jener verhängnisvollen Nacht Deiner harrte, müde nach unsäglichen Mühen, die ich durch Arbeit und unerquickliche Dienstgeschäfte, durch das Loslösen von heimatlichen Verbindungen gehabt, überkam mich das Gefühl des todmüden Wanderers, der endlich, an der Pforte des Paradieses, den Lohn empfangen soll für mühselige Pilgerschaft.

Ich hatte alles überstanden, mein Kapitänspatent in der Tasche und sollte mich in zwei Tagen einschiffen, mit Dir, meinem Weibe. Ich hatte Dich, unserem Übereinkommen gemäß, in den letzten Tagen nicht bei der alten Dory

gesehen, um so größer war meine Sehnsucht, um so tiefer das Gefühl des Glückes, Dich nun bald an diesem Herzen zu halten — für immer!

Der Wagen stand bereit, die Pferde stampften ungeduldig mit den Hufen gegen das Pflaster und wieherten unheimlich durch die Stille der Nacht. Jeder Schritt, der sich vernehmen ließ, steigerte die Schläge meines Herzens.

Fieberbewegt, als ahne ich, was mir bevorstehe, nahm ich endlich die Uhr in die Hand und zählte die Sekunden ab, die mir zu Ewigkeiten wurden. Mein ganzes Sein war aufgelöst in Sehnsucht nach Dir und ich fühlte brennende Tropfen über meine Wangen rieseln."

Valentine stand regungslos, mit vorgebeugtem Leibe, ihre heißen, starren Augen gebannt an seinem Gesichte.

Manfred wandte sich weg, und wie abwesend in die lauter zischenden Wogen sehend fuhr er mit heiserer Stimme fort:

„Du kamst nicht, Valentine, und wenn mir nicht die treue Dory selbst Deinen Brief eingehändigt, der Dich von mir schied und mir gesagt, Du wollest es so — ich hätte es nie und nimmermehr geglaubt. Mit glatten, kalten Worten stießest Du mich hinaus aus Deinem Herzen — in eine leere Welt, in der ich mich nicht mehr zurecht finden konnte ohne Dich."

„Allmächtiger Gott, so hat man uns beide betrogen!" — und mit gellendem Schrei stürzte Valentine zu Boden.

Grauer wollte ihr zu Hilfe eilen, aber Manfred stieß ihn bei seite, hob sie wie ein Kind in die Höhe, zog sie

leidenschaftlich an seine Brust und bedeckte so lange Mund, Haar und Stirne mit Küssen, bis sie die Augen aufschlug und einige Augenblicke traumselig in die seinen senkte.

„Armes Weib," dachte Grauer, dem es unmöglich war, die Beiden aus ihren Träumen zu wecken und der auf seinen Schützling mit einem Gefühle völliger Ratlosigkeit sah, in welchem es sich ja doch gleich bleibt, was man beginnt.

Er wußte nur, daß er für einen einzigen Blick, wie ihn Valentine in Manfreds Augen gegeben, seine ganze Vergangenheit dort in die schwarze Wassermasse versenken könne, die vom Sturme hochgepeitscht, sich jetzt immer wilder und leidenschaftlicher geberdete.

Er sah, wie Manfred Owen das nun völlig bewußtlose Weib mit seinem Mantel umhüllte und ihren Kopf so fest an seine Brust nahm, als könnten die angstvollen Schläge seines Herzens ihr das Leben wiedergeben.

Erst der Kapitän weckte ihn aus seinem dumpfen Zustande, indem er einen verwunderten Blick auf die Gruppe dort auf der Bank warf und fragte:

„Was ist mit Lady Bristol, Mr. Grauer?"

„Sie ist ohnmächtig geworden, wohl aus Angst über die stürmische Nacht; ich werde den Arzt holen."

Dann berührte er Manfreds Arm und sagte gedämpft:

„Mr. Owen, tragen Sie die Lady in ihre Kajüte, Ihr Betragen könnte auffallen."

Mr. Owen sah ihn mit großen Augen an, aber er rührte sich nicht.

„Mr. Owen,“ wiederholte Grauer, „ich habe ein Recht an diese Dame, sie wurde mir für die Reise anvertraut, die nasse, rauhe Luft der Nacht könnte sie töten. Tragen Sie die Dame in die Kajüte.“

Manfred preßte das junge Weib noch fester an seine Brust, berührte mit seinen Lippen die ihren, und als er sie noch immer kalt und leblos fand, folgte er Mr. Grauer, der ihm den Weg zu ihrer Kajüte zeigte, und übergab sie der Obhut des Arztes.

Am anderen Tage hatte sich der Wind gelegt und hell und glänzend breitete sich die Sonne über der ruhigen Meeresfläche. Keine Wolke, keine raschere Welle verriet mehr die aufgeregten Elemente der letzten Nacht.

Grauer ging auf dem Verdecke hin und her, eine namenlose Angst schnürte seine Brust. Er kämpfte mit sich, ob er Owen von der Vermählung Valentinens sprechen solle, oder ob es besser sei, es ihr selbst zu überlassen. Er kam zu keinem Entschlusse.

Während dessen saß Manfred unbeweglich, unten in der Nähe von Valentinens Kajütenthüre, um jedesmal, sobald sie sich öffnete, den Arzt oder ihr Mädchen nach ihrem Befinden zu fragen. Er vermied Grauer mit unerklärlicher, unbestimmter Angst, vielleicht um nicht die Beziehungen zu erfahren, welche ihn mit Valentine verbanden. Was that sie hier an Bord und welche Verhältnisse lockten

sie in die Antillen? Sollte das Schicksal ihn äffen und sie nochmals zusammenführen, um sie dann auf ewig zu trennen?

Wie vergrämt und verblüht waren ihre lieblichen Züge, wie bitter mußte auch sie gelitten und gekämpft haben!

Erst gegen Abend, nachdem der Arzt ihm versichert, die Lady werde eine ruhige Nacht verbringen, stieg er wieder hinauf und setzte sich auf dieselbe Bank, auf welcher er sie nachts vorher in seinen Armen gehalten hatte.

Grauer bemerkte ihn, aber er wagte nicht, sich ihm zu nähern.

Am anderen Tage, nachdem der Arzt Valentine für gesund erklärt, erwartete Manfred Owen sie mit fiebernder Ungeduld. Noch immer lag diese unerklärliche Angst auf ihm, die Angst, daß er sie abermals verlieren könne, sie, die er selbst in den Tagen ihrer ersten Jugendschöne nicht so geliebt, wie heute.

An seiner Erinnerung glitten alle vergangenen Bilder vorüber. Er dachte an die ersten Stunden, in denen er Valentine gesehen, eine Loreley über dem See auf dem Felsen in Irland, um dessen zerklüftete Ruinen noch die romantische Sage einer zerschellten Liebe wehte.

Er sah sie in blühender Mädchenschöne, mit dem Glorienschein der sich senkenden Sonne!

Und dann gedachte er der kämpfevollen Zeit, die folgte; der bitteren Trennung bis zu dem Tode der Mutter, dem Ebben und Fluten von Schmerz und Glück, das der letzten Trennung vorausging — bis zu der Stunde, da sie, wie eine Erscheinung aus der andern Welt, ihre Hand auf

seinen Arm gelegt. So ganz anders, so traurig verändert, und doch dieselbe Valentine, die er lieben mußte, so lange ihre Stimme sein Ohr berührte, so lange noch ein Atemzug von der Seele vorhanden war, die er in seligem Verständnis an sich genommen — und die er nicht mehr die Kraft hatte, zu lassen . . .

Eine fremde Stimme rüttelte ihn aus seinen Träumen, das Kammermädchen der Lady Bristol legte einen Brief in seine Hand . . .

Seine Augen gruben sich erinnerungstrunken in die Lettern, die er so lange nicht mehr geschaut hatte! Wie waren sie nicht in einsamer Zeit sein einziges Glück gewesen, und wie öde und freudlos war seitdem sein Leben!

Seine Wimpern feuchteten sich und seine Lippen neigten sich auf das Papier.

Was mochte sie ihm sagen?

Noch bangte ihm vor dem Inhalte — es konnte ja etwas Entsetzliches sein, was die Blätter enthielten, denn das Mädchen hatte denselben Namen genannt, der schon am Morgen über die Lippen des Arztes gegangen war, als er von Valentine gesprochen hatte: „Lady Bristol"! Er hatte seine Ohren verschließen wollen, Grauer geflohen, denn er wollte noch an Valentine Mayton glauben, an seine Braut, an die Möglichkeit einer Treue, die hinausreicht bis über das Grab! Er verbarg den Brief an seiner Brust, da auf dieselbe Stelle, wo sein Herz so ungestüm schlug, und ging hinauf unter Gottes freien Himmel.

Wie oft hatte er beim Anblick des Meeres, bei seiner

poesievollen Ruhe, bei der Musik seiner Wellen, die Kraft gefunden, zu überwinden! Und jetzt sollte er nicht den Mut haben, sein Schicksal von ihr zu nehmen, die vielleicht mehr gelitten, als er selbst?

Wer hatte sie aufgerichtet und getröstet?

Er wischte die Thräne energisch fort, die auf seine Wange herniederrieseln wollte, suchte einen einsamen Platz, dicht an der Barriere und da beim Anblick des Meeres und des fernen Nebelstreifes von Cuba, den sein geübtes Auge wie einen wesenlosen Traum gewahrte, zerriß er das Couvert und las:

„Manfred, ich darf dich nicht wiedersehen, nie mehr im Leben! —

Ich hätte ja nicht die Kraft, dich zu fliehen, den Mut, dir zu entsagen, wenn sich deine Augen, so wie gestern, noch einmal auf mein Angesicht senken würden. Diejenigen, welche den Frevel begingen, und unsere Geschicke auseinander gerissen haben, mögen es einst verantworten vor dem ewigen Richter.

Alles, was du auch von mir denken mögest, Manfred, mein Herz ist dir treu geblieben, die heilige, tiefe Liebe, die uns einte, sie gehört dir allein, hat dir zu allen Zeiten gehört — und soll mich begleiten bis zur Ewigkeit.

Seit einigen Wochen aber, Manfred — hier beuge ich mich auf deine Hand und meine Thränen benetzen sie — seit einigen Wochen bin ich die Gemahlin Lord Bristols. Ich will seinen Namen makellos tragen, Manfred, verstehst du mich?

Ich habe heute weder Ruhe noch Kraft, um zurückzugreifen in jene schwere Stunde, in welcher ich damals deinen vermeintlichen Brief in meinen Händen hielt, der mich ausschied aus deiner Welt, mich zurückstieß in den Boden, aus welchem schon die Wurzeln gerissen waren. Haltlos, vom Sturme willkürlich getrieben, faltete ich meine Hände.

Was hatte ich gethan?

Was war Recht oder Unrecht?

Manfred wollte es so, er, dessen Denken sicherer, klarer und verständnisvoller war als das meine. Es mußte wohl so das Rechte sein. Er war größer, als ich selbst. Mein Herz versuchte, sich zu erheben und zu sonnen in dem Bewußtsein der entsagungsstarken Liebe dieses Mannes!

Aber Manfred, dann kamen die Stunden des Zweifels, jene fürchterlichen Stunden, in denen ich nicht begriff, wie du das Meer sehen konntest ohne mich. Atmen, denken, handeln, mit der Leere im Herzen, mit dem Heimweh nach meiner Liebe!

Ach, Manfred — und doch! Der Mann hat seinen Beruf; erfolgreiche Arbeit und befriedigter Ehrgeiz füllen manche Stunde. Das Leben peitscht ihn vorwärts, tausend Interessen knüpfen und lösen sich — er kann sich dennoch keinen Begriff machen von der ausschließlichen Liebe der Frau, die nichts hat, nichts kennt, nichts fesselt, als nur die Welt des Mannes, den sie liebt!

Ich hatte nichts mehr, es war leer geworden um mich her. Meine Mutter tot, der Bruder abwesend, mein Vater

mir fremd; ich hatte nicht einmal Pflichten, keine einzige. Ich gehörte ja nicht zu jener bevorzugten Klasse von Menschen, denen man gelehrt, daß Arbeit Segen sei.

Ich sollte schön, geistreich sein, weil ich vornehm war, das schloß alles in sich, was man von mir verlangte. Ich fühlte, wie ich innerlich und äußerlich zerfiel. Mein Vater hatte wenigstens keinen Mut mehr, mich zu einer Heirat zu bereden, er wußte bestimmt, daß es nutzlos sein würde. Später wurde er leidend und bedurfte meiner Pflege.

Mein Bruder kehrte von Italien zurück, sein Zustand war aber nur scheinbar gebessert.

Ich sah den Tod meines Vaters voraus und als er eintraf, war ich überwältigt und hilflos.

Er hatte mich wenigstens während seiner Krankheit bedurft und in seiner Weise geliebt, auch alle materiellen Sorgen von mir ferne gehalten, die sich jetzt rückhaltlos über mir entladen sollten. Es wurde mir klar, wie gänzlich zerrüttet unsere Vermögensverhältnisse waren und daß ich, falls wir unsere Gläubiger ehrlich befriedigen wollten, eine Bettlerin sei.

Ich mußte alle Geschäfte allein besorgen, da sich der Zustand meines Bruders verschlimmert hatte und er sich ins südliche Frankreich begab. Ich reiste indessen nach London, um im Hause eines weitläufigen Verwandten diese leidigen Dinge abzuwickeln.

Bis hierher, Manfred, hatte ich mich in meinen Gedanken nur mit dir und mir beschäftigt, jetzt erst lernte ich

die ernste Seite kennen, die außer uns selbst liegt. Ich bekam einen Begriff von leidigen Lebenssorgen, die stärker als wir sind, von der Macht der Gesellschaft und öffentlichen Meinung, die zwar den Stolz in uns wachsen lassen, aber auch Bitterkeit und Haß erzeugen.

O, ich war innerlich grenzenlos verarmt, ich sah keinen Zweck mehr im Leben und eine lähmende Gleichgültigkeit kam über mich.

In dieser Zeit traf ein Brief von Lord Bristol ein, der mich eigentümlich bewegte; es wehte ein Hauch reiner, großer Menschenliebe in ihm, der mir wohl that und mich zu Thränen rührte.

Ich suchte in meinen Erinnerungen nach dem Bilde, welches er in seinem Briefe heraufbeschwor und an welches er so warme liebevolle Worte knüpfte.

Er erzählte mir von einer wilden, nach Abenteuern dürstenden Jugend, die ihn hinaus in die Welt getrieben, in fremde Länder, in andere Verhältnisse, in denen er Jahre durchträumt und durchkämpft habe.

Nach zehn Jahren ununterbrochener Wanderschaft sei er endlich, des Wanderns müde, mit dem Herzen voller Sehnsucht, heimgekehrt.

Er kam an das Sterbebett seiner Mutter. Sie war die letzte, die ihm noch von der Familie geblieben. Er hatte sie geliebt und zu dem Schmerz um ihren Verlust gesellten sich die Vorwürfe, daß er ihre letzten, einsamen Jahre so wenig berücksichtigt habe.

„Ich ging zurück zum Süden, an das Meer," so

schrieb er wörtlich — o ich trage diese Zeilen lebendig in meinem Herzen! — „und nahm außer meinem Schmerz nichts mit mir, als die Erinnerung an ein zartes Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, das damals, als ich von der Beerdigung der Mutter zurück nach Hause kam, in Gesellschaft einer Dame meiner wartete. Die Dame sprach artige, höfliche Worte, wie sie die Konvenienz und der Augenblick geben. Sie thaten mir wohl, weil sie von einer Freundin unseres Hauses kamen, aber sie löften nicht meinen Schmerz. Das Kind hatte ich vergessen; sie war hinter eine Marmorsäule getreten, welche die Statue der Niobe trug, und kein Laut war über ihre Lippen gegangen. Als ich nach einiger Zeit, wohl mit kummervoller Miene — denn mein Herz war zum Tode betrübt — in die Richtung sah, in welcher sie stand, bemerkte ich, wie zwei große, mit Thränen gefüllte Kinderaugen, in rührendem Mitgefühl auf mir ruhten. Ich habe diese Augen und den Ausdruck des Kinderangesichtes niemals vergessen! In späterer Zeit, in stillen, stimmungsvollen Stunden, habe ich oft an das schöne Mädchen gedacht und mir auszumalen versucht, welches Schicksal ihr wohl geworden, ob sie glücklich und ob sich alle Träume verwirklicht, die damals schon in den schwimmenden Augen gelegen, als sie sich so teilnahmsvoll auf ein fremdes Antlitz gerichtet.

Ich habe mir dann gedacht, daß der wohl ein glücklicher Mensch sein müsse, dem sich dieses knospende Herz erschließen würde, zu vollem, ewigen Besitz.

Mylady, ich weiß nichts von Ihnen, ich weiß nur, daß Sie, so wie ich damals am Sarge der Mutter, jetzt trauernd an dem des Vaters stehen und daß ich Ihnen helfen und beistehen möchte mit allem, was ich bin und habe.

Sind Sie glücklich und bedürfen Sie meiner nicht, so segne Sie Gott. Sind Sie einsam, verlassen, trostesbedürftig, so nehmen Sie meine Hand und meinen Namen an. Sie umgeben zu können mit allem, was das Leben verschönt, es müßte wohl ein befriedigender Lebensabend für mich sein!"

So schrieb er, Manfred, ich habe den Brief damals so oft gelesen, bis ich ihn auswendig wußte, so trosteswarm und lindernd senkten sich die Worte in mein Herz. Welche Großmut und welch unbegrenztes Vertrauen!

Ich schrieb ihm wieder und dankte ihm. Ich erzählte ihm von meiner Liebe zu dir, meiner grenzenlosen, und daß es keinen Mann auf Erden gäbe, den dieses Herz beglücken könne. Ich glaubte dich tot, Manfred, und die Blüten, die meine Liebe noch trieb, standen nur noch auf einem Grabe. Ich teilte ihm auch den Verlust unserer Güter mit, schlug aber selbstverständlich sein Anerbieten aus.

Ach, Manfred, was er mir dann wieder schrieb, das waren Worte, in denen eine göttliche Güte atmete, Worte so frei von Selbstsucht und menschlichem Erwägen, daß ich gerührt und überwältigt in den Vorschlag willigte, Lady Bristol zu werden, denn ein solches Alter verschönen zu dürfen, ist doch noch ein gnädiges Los. Er beanspruchte ja keine Liebe, die einem anderen gehöre, er wollte nichts,

als daß ich ihn umgebe und ihm die Freude gestatte, mir das Leben zu erleichtern, soweit das nach solchen Erfahrungen noch möglich sei.

Nicht einmal selbst wollte er kommen, ich sollte mich erst nach und nach an den Gedanken gewöhnen, seine Gemahlin zu sein und ihn auch in Zukunft nur dann sehen, wenn es mir gefiele und ihn meiden, wenn er mir lästig sei.

That ich unrecht, wenn ich einwilligte, Manfred?

Wie im Traume trat ich, nachdem auch mein Bruder bestattet war, mit einem fremden Stellvertreter vor den Altar, wie im Traume legte ich das heilige Gelübde ab, welches mich von einer Welt lösen sollte, die mir seit des Vaters Tode nur Demütigungen bereitet und mich mit den allerniedrigsten Sorgen gefoltert hatte.

Gott möge mir gnädig sein!

Erst hier bei dem poesievollen Rauschen des Meeres, dessen sanfte Wellenschläge Ruhe in meine Seele gaben, kam es mir zum Bewußtsein, welche Pflichten ich übernommen! O, ich möchte so vieler Güte und Großmut wert sein!

Lord Bristol soll stolz auf seine Gemahlin blicken können — und deshalb, Manfred — darf ich dich nicht wiedersehen. Unsere Wege dürfen sich nie mehr kreuzen, sage mir nicht, wohin du deine Bahnen lenkst, nicht daß du leidest — nicht daß du glücklich bist. Laß uns gegenseitig an einander denken, wie an geliebte Tote, die sich wiederfinden, wenn die letzte Prüfungsstunde überstanden ist.

Manfred — wir fanden uns wieder, als es zu spät war — Gott hat es so gewollt — er segne dich!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Als es zu spät war," hauchten Manfred Owens zitternde Lippen, indem er den Brief zusammenfaltete, an seine Brust barg und mit großen, glanzlosen Augen über die weite Fläche des Meeres starrte.

Der feine Nebelstreif von Cuba gestaltete sich zu deutlichen Formen und immer näher und näher rückten die grünen Gefilde.

Die Sonne versank in den Fluten und strömte verschwenderisch ihr Gold über die Perle der Antillen.

Dann wurde es Nacht. Die Berge lehnten sich, von leichten Nebelschleiern umhüllt, traumhaft gegen das dunkle Gestade. Hier und da bewegten sich phantastisch die Umrisse einer Königspalme, die ihre Riesenkrone einsam zum Himmel hob.

Manfred Owen saß noch immer an der Barriere; sein Kopf war auf seinen Arm gesunken. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, als es Tag wurde, lag die „Kleopatra" im Hafen der Havana.

Grauer geleitete Lady Bristol bis zum Boote, half ihr hinein und nahm fürsorglich an ihrer Seite Platz.

Er hatte vorher Manfred Owen aufgesucht, ihm die Hand zum Abschiede gereicht und in seinen überwachten Zügen gelesen, daß sein Schicksal entschieden sei.

Sie hatten beide kein Wort gewechselt.

Lady Bristol lag mit geschlossenen Augen, und die Wellen, die unbekümmert gegen das Boot schlugen, trugen sie ihrer neuen Heimat zu.

Nur einmal bemerkte Grauer die unverkennbare Gestalt Manfred Owens, wie sie am Bord der Kleopatra sich über die Barriere bog und schnell wieder verschwand.

Er sah in das Gesicht Valentinens — ihre Lippen zuckten.

Ob sie ihn gesehen hatte und es bemerkt, wie er sein Tuch, rasch wie ein Gedanke gegen die Augen gedrückt, und dann mit demselben hinüber geweht hatte, wo ihr Boot auf den Wellen schaukelte?

Grauer glaubte es, denn sie griff hastig nach seiner Hand, als bedürfe sie einer Stütze.

Nach Lord Bristols Anordnungen führte Grauer die junge Frau in das Hafen-Hôtel, welches nahe genug am Meere lag, um vom Seewind berührt zu werden. Erst wenn sie sich vollständig von der Reise erholt haben würde und sie selbst es wünsche, wolle ihr Gemahl sie sehen.

Grauer geleitete sie bis in ihre Gemächer und bat sie, sich vollständige Ruhe zu gönnen und nicht eher Lord Bristol zu benachrichtigen, bis sie die Kraft fühle, die sie zu diesem Zusammentreffen bedürfe. — —

Drei Tage, die er zu geschäftlichen Gängen benutzt, waren rasch vorüber gegangen und noch immer befand sich Valentine in ihren Zimmern ohne das geringste Lebenszeichen von sich zu geben.

Verschiedene male war der Gedanke in ihm rege ge-

worden, das Comptoir von Consales Tejada aufzusuchen, an welchen die Adresse Lord Bristols lautete, aber jedesmal hatte ihn ein unerklärliches Etwas zurückgehalten. Wozu auch Schritte thun, für welche man ihn nicht beauftragt hatte?

Heute ließ er sich, besonders erschöpft von der Hitze des Tages, auf einer Bank am Molo nieder, lüftete seinen Hut und fuhr mit der Hand über die Stirne.

Er hätte gern noch ein paar herzliche Worte mit Manfred Owen gewechselt, ihn nach dem Plane seiner Reise gefragt und eine Anknüpfung für die Zukunft gesucht. Aber wie er auch an den Plätzen ausschauen mochte, wo sich gewöhnlich die Reisenden treffen, nicht einmal war sein düsteres Gesicht und die breite Gestalt vor ihm aufgetaucht. Er wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging.

Hatte nicht die Begegnung mit Lady Bristol dennoch auch tiefer in sein eigenes Leben eingegriffen, als er sich selbst gestehen mochte? Nur noch ein paar flüchtige Tage und das Meer legte sich zwischen sie und ihn. Diese kurze Episode seines Lebens hatte ihr Ende erreicht und die Bilder, die sie belebten, mußten erblassen, wie so manches, was seinem Leben Wert verliehen.

War es ihm doch selbst an jenem verhängnisvollen Abende gewesen, als Manfred Owen das zarte Weib an seinem Herzen hielt und mit seinem Mantel deckte, als gehörten diese beiden zusammen, wie Himmel und Meer — und als müßten die stürmischen Wogen, die gegen das Schiff brandeten — sie in ihre Tiefen betten!

Es war eine ergreifende Stunde gewesen, sie war vorüber und er ruhiger geworden.

Was war es denn weiter?

Ein Los, wie es sich tausendfach im Leben abspielt, nur daß nicht alle, die Schiffbruch an ihrer Liebe gelitten, so glücklich wie Valentine Mayton sind und einen Lord Bristol finden.

Er sah über die krausen Wellen, die im letzten violetten Scheine der untergegangenen Sonne tanzten.

Wie ganz anders bricht sich der Glanz in den Meereswellen, als im engen Bache, der sich durch blühende Wiesen drängt! Nicht in allen Herzen flutet eine so edle, sturmvolle Leidenschaft, wie in denen Manfreds und Valentinens! Dasselbe Schicksal — wie verschieden ist es in seinen Wirkungen!

Ein feiner Nebel breitete sich über die Küste und verhüllte die grünen Hügel mit seinen Schleiern.

Ein breites Dampfboot rüstete sich zur Abfahrt und die Lootsen jagten mit ihren Booten über das Meer.

Grauer zog sein Fernrohr aus der Tasche und las: „Tranquilidad“ — Friede!

Ein schöner, verheißungsvoller Name, dachte er, indem er sich erhob und die Passagiere zu unterscheiden suchte, die nach und nach auf dem Verdecke sichtbar wurden.

Jetzt bewegte sich die schwere Masse, die Räder durchfurchten das Wasser und manches Tuch wehte sein letztes Lebewohl.

Einen Moment war es Grauer, als könne jene zusammengekauerte Gestalt, am Steuer dort, Manfred Owen sein. Er sah nichts als eine breite Stirne und eine Hand, die über den Augen lag. Er hatte keinen Abschiedsgruß, nicht einmal einen Blick für das schöne Gestade von Cuba.

„Segelt das Schiff nach Vera Cruz?“ fragte er einen Herrn, der neben ihm stand.

„Nach Vera Cruz und Tampico. Es ist das Schiff, welches die Passagiere der Kleopatra befördert.“

„Und wann kommt es zurück?“

„In zehn Tagen, die Kleopatra geht dann nach England. Sind Sie nicht auch mit ihr gekommen?“

Grauer verbeugte sich.

Das Schiff verschwand mehr und mehr in dem Nebel, der sich über dem Wasser dichtete, zuletzt war es nur noch ein dunkler Punkt, dem er wehmütig nachsah.

Welchem Schicksal ging Manfred Owen entgegen?

Und sie, Valentine?

Er war inzwischen weiter gegangen und hatte es nicht bemerkt, daß er vor dem Hafen-Hôtel stand. Als er die Augen hob, bemerkte er die Umrisse von Valentinens Gestalt auf dem Balkon.

Er ging hinauf und ließ sich ihr melden.

Auf dem Tische vor dem Sofa standen Bouquets von Rosen und Veilchen und durchdufteten das Gemach. Die Balkonthüren waren weit geöffnet, und der frische Zug, der von außen kam, vermischte sich mit dem Arom

der Blumen. Von ferne hörte man das schwere Wälzen der Wogen, die geräuschvoll gegen die Ufer brandeten.

Valentine trat ihm in modischer Mousselinrobe entgegen, welche ihre mit Spitzen verbrämte Schleppe weit über den Teppich zog.

Sie reichte ihm feierlich die Hand und sah wehmütig in sein Gesicht.

„Sie wundern sich, Mr. Grauer,“ sagte sie, wieder mit der reservierten Ruhe, die er anfänglich an ihr gewohnt gewesen, „mich in gehobener Stimmung zu finden, aber ich erwarte noch heute meinen Gemahl und sandte eben nach Ihnen, um Sie zu bitten, mich ihm entgegen zu führen.“

Wenn Grauer nicht in ihren dunkel-feuchten Augen die Spuren kaum getrockneter Thränen bemerkt, so hätte er glauben können, diese letzten traurigen Tage am Bord der Kleopatra seien nur ein wüster Traum gewesen, so ruhig und gefaßt war die Haltung Valentinens.

Sie war wohl fertig mit sich selbst und hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit. Und mit dem letzten, dunklen Punkte der „Tranquilidad“, die dort im Nebel verschwunden, sollten sich die Träume der Jugend in ihre Seele versenken und keinen Schatten werfen auf das Leben Lord Bristols — ihres Gemahles.

Grauer blickte auf die zarte, schmächtige Gestalt und ein trauriges Gefühl kam über ihn.

„So werden auch wir heute Abschied nehmen müssen, Mylady,“ sagte er.

„Wollen Sie uns nicht nach Florida begleiten, Mr. Grauer, und mir helfen mich dort einzuleben?“

„Es würde Ihnen nichts nützen — und mir auch nicht.“ Und er wandte sich zum Fenster und sah hinaus über das Meer.

Sie schwiegen beide. Grauer dachte an Manfred Owen, wie er einsam am Steuer saß und in das Meer starrte, das ihn immer weiter und weiter von der trug, die er liebte.

Valentinens zitternde Hand legte sich plötzlich auf seinen Arm und weckte ihn aus seinen Gedanken.

„Lord Bristol!“

Nur einen einzigen Augenblick sah Grauer sie zusammensinken und erbleichen, dann richtete sie sich stolz wie eine Königin in die Höhe.

Ein Kellner öffnete die breite Flügelthüre und herein trat ein kleiner Herr mit schwarzem Vollbart und auffallend verlegener Miene.

Das konnte unmöglich Lord Bristol sein. Grauer bemerkte, wie die junge Dame aufatmete und nun mit vollständig gefaßter Haltung einige Schritte vorwärts trat.

„Mein Name ist Consales Tejada, Sennora,“ sagte der Herr, indem er sich abermals verbeugte.

Es war derselbe Name, welchen Lord Bristol seiner Gemahlin angegeben, damit sie durch dessen Träger ihre Wünsche ihm zukommen lasse.

„Mr. Grauer“, half Valentine aus der Verlegenheit, indem sie mit der Hand auf ihren Begleiter zeigte.

„Ist Lord Bristol verhindert selbst zu erscheinen?“ fragte sie dann, „was Sie auch zu sagen haben, Sennor, ich denke ich werde den Mut haben es zu hören.“

Der Fremde warf einen flüchtigen Blick auf die zarte Gestalt, die vor ihm stand, dann wandte er sich an Grauer und sagte mit beklommener Stimme:

„Mein Auftrag geht zunächst an den Begleiter der Lady Bristol, ich darf nur thun, wie mir befohlen wurde, entschuldigen Sie, Sennora.“

Valentine wies die Herren in das anstoßende Gemach und sank seltsam bewegt auf den Divan nieder.

Den Rosen und Veilchen entströmte ein sinnberauschender Duft!

Wie lange sie da gelegen, sie wußte es nicht. Es waren Bilder vor ihr aufgestiegen, die keine Gemeinschaft hatten mit den Dingen, die sie umgaben, Bilder, in denen sich Vergangenheit und Zukunft bunt durcheinander warfen und die sie hinwegtrugen über Zeit und Raum.

Vielleicht auch war ihr Denken dem Schiffe gefolgt, auf dem Manfred Owen zusammengekauert am Steuer gesessen und hinaussegelte in die Welt.

Sie fuhr unwillkürlich zusammen, als Grauer mit bleichem Gesicht — ohne Begleitung des Fremden — wieder vor ihr stand.

Sie sah ihn mit fragenden Augen an.

„Ich werde Sie nun doch nach Florida begleiten müssen, Mylady,“ sagte er ernst.

„Sie mich? Und Lord Bristol?“

„Es erwartet Sie dort ein schönes, stilles Heim,“ fuhr er ihre Frage unberücksichtigt lassend fort, „eine Villa mit der Aussicht auf das Meer, wie Sie es lieben, und ein Park mit Orangen- und Myrten-Hainen — —“

„Und Lord Bristol?“ fragte sie abermals, jetzt aber so bestimmt, daß Grauer die Frage nicht mehr umgehen konnte.

„Lord Bristol, Mylady, hat man vor acht Tagen zu Grabe getragen. Schon als er um Ihre Hand warb, kannte er sein nahes Ende. Er wollte seinen Namen und seine Güter Ihnen zuwenden.“

Valentine legte die Hände vor ihr Gesicht und weinte still. — —

Jahre waren vorübergegangen und hatten die Erlebnisse auf dem atlantischen Ozean verdrängt.

Grauer hatte Valentine nach einigen Wochen in ihrer neuen, schönen Heimat zurückgelassen — unter fürsorglichen Menschen, so wie es Lord Bristol über sie verfügt.

Noch ein oder zweimal hatte er Briefe erhalten, die voll rührender Dankbarkeit für Lord Bristol waren, dem sie schmerzlich empfand nichts zurückgeben zu können für so viele Großmut und Güte. Und dann hatte er nichts mehr gehört! Vielleicht war sein letzter Brief verloren gegangen, vielleicht Valentine gestorben — sie war ja so zart und gebrechlich.

Er nahm sich zuweilen vor, zu schreiben, aber wichtigere Dinge ließen sein Vorhaben unausgeführt.

Erst als er selbst durch die Liebe glücklich geworden und mit seiner jungen Frau Italien durchreiste, erinnerte er sich wieder lebhafter an das Haus in den Antillen — und an die bleiche junge Witwe in den schwarzen Trauergewändern, die ihm vom Balkon über das Meer hinüber die letzten Grüße gewinkt.

Er hatte sich in Neapel in der Gemäldegallerie des Palazzo degli studi müde auf einer Bank niedergelassen und folgte mit den Augen seiner jungen Frau, welche, ihm gegenüber, in dem Anblick eines Gemäldes versunken war.

Das Bild gab den Fels von Capri wieder, über welchem sich durch zerrissene Wolken die Sonne ringt und im Meere spiegelt.

Teils entzückte ihn das Gesicht seiner jungen Frau mit den angeregten Zügen, teils das Bild, welches sich in so großartiger Beleuchtung gab.

Das Rauschen eines Seidenkleides riß ihn aus seinen Betrachtungen, die Schleppe hatte beinahe seine Füße gestreift. Es war eine feine, schlanke Dame, die da am Arme eines auffallend stattlichen Herrn über die Schwelle des Saales schritt.

Diesen Herrn hatte er schon einmal gesehen — Manfred Owen. —

Und sie — Valentine — o das Glück hatte sie wunderbar verjüngt und verschönt!

Sie legte ihre Hand glückstrahlend in die Grauers und bevor dieser sie noch seiner jungen Frau zugeführt, hatte sie ihn schon überredet, mit ihnen nach Sorrent zu kommen, wo sie an der Meeresbucht eine Villa bewohnten und glücklich waren.

„Und Florida? Kehren Sie nicht mehr zurück in die Antillen?“ fragte Grauer.

„Ich fand Valentine dort krank und traurig,“ nahm jetzt Owen das Wort, „das Klima sagte ihr nicht zu. Aber wir werden zurückkehren um des edlen Mannes willen, dessen Andenken meine Frau dort verewigen möchte.“

„Ach, die Welt ist überall schön,“ ergänzte Valentine, „ich hatte keine Ahnung davon, bis Manfred sie mir zeigte.“

Und am anderen Tage trugen die Wellen des mittelländischen Meeres vier glückliche Menschen hinüber nach Sorrent.

Von derselben Verfasserin sind erschienen:

Roderich Wallner.

Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mejico.

Verlag der Osianderschen Buchhandlung, Tübingen 1883.

Mexikanische Novellen.

Verlag der Osianderschen Buchhandlung, Tübingen 1884.

Natalie.

Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Maximilians in Mejico.

Verlag der Osianderschen Buchhandlung, Tübingen 1885.

Hacienda Felicidad.

Eine mexikanische Erzählung.

Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1886.

Brosch. 1 ℳ 60 ₰, geb. 2 ℳ 50 ₰.

Die Grubers.

Eine Erzählung aus Kurhessen.

Verlag von K. Gosewisch, Cassel 1887.

Aus der Gegenwart.

Drei Novellen.

Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1887.

Brosch. 1 ℳ 60 ₰, geb. 2 ℳ 50 ₰.